

Abonnements-Bedingungen:

Abonnement: Preis halbjährlich: 2,50 RM, monatlich 1,10 RM, wöchentlich 25 Pf., frei ins Haus. Einzelne Nummer 6 Pf. Sonntagsnummer mit illustrierter Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ 10 Pf. Postabonnements: 1,10 RM pro Monat. Eingetragen in die Post-Zeitungs-Verzeichnisse. Unter Kreuzband für Deutschland und Österreich. Umfang 2,50 RM, für das übrige Ausland 4 RM pro Monat. Postabonnements nehmen an Belgien, Dänemark, Holland, Italien, Luxemburg, Portugal, Rumänien, Schweden und die Schweiz.

Verlag: Die Welt.

Der Welt

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69. Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1983.

Montag, den 13. Juli 1914.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69. Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1984.

80 000 Patronen!

Es spektakelt wieder wegen Marokko! Die Geier der kapitalistischen Ausbeutung deutschen und französischen Geldblüts sind in dem nordafrikanischen Reich aneinandergeraten, und nun der „tollende Rubel“ seine Schuldigkeit getan hat, ob andere Gründe mitsprechen, genug! ein Teil der deutschen imperialistischen Presse ist bereits in einer munteren Streife gegen Frankreich um die. Es handelt sich bei diesen Streitigkeiten einmal um die Verdünnung der öffentlichen Arbeiten, bei denen deutsche Beutemacher von der französischen Regierung, entgegen den Bestimmungen des Vertrages vom 4. November 1911, also widerrechtlich ausgeschaltet sein wollen. Zum anderen beschwerten sich die französischen Marokkoleute darüber, daß Deutschland von dem System der Kapitulationen und Schutzbefehlen nicht abblasse, das allerdings oft genug den Deckmantel für niederträchtige Streiche solch eingeborener Schutzbefehlener abgibt. Aber wir wollen gar nicht mit Hilfe der Goldwaage zu entscheiden suchen, wer bei diesen Auseinandersetzungen das Recht auf seiner Seite hat. Das Recht wird bei keinem von beiden Teilen sein, denn Geier hängen, Geier drücken, handelt es sich in jedem Fall um kapitalistische Profite einer handvoll strapelloser Ausbeuter. Doch selbst wenn es sich um mehr handelt, das deutsche Volk hat von Marokko grundsätzlich die Nase voll!

Der Balkankrieg und was sich an Wirren und Weltkriegsgefahr daran schloß, hat im Gedächtnis der Zeitgenossen dieses wenig rühmliche Kapitel unserer auswärtigen Politik etwas zurücktreten lassen, und doch sind seit dem „Panther“-Sprung nach Agadir in diesen schwülen Sommertagen erst drei Jahre verflossen, und vorher schon und nachher noch gab es Tage, da wir, dem Geschehen der nationalistischen Presse zufolge von der Mobilmachung wegen Marokkos nur durch eines Fadens Breite entfernt waren. Landauf, landab gellte das Geheul der imperialistischen Lobsuchtpolitiker, daß Deutschlands Ehre in Marokko verpfändet sei, und als Wilhelm II. sich dafür bedankte, als Handlanger einer kleinen Großkapitalistenstuppe das Schwert gegen Frankreich zu ziehen, wurde er von der Presse, die seinen Geburtstag mit den byzantinischsten Artikeln feiert, in derselben Weise angepöbeln und angepöbeln, wie ein Jahr vorher der Leiter des Auswärtigen Amtes Freiherr v. Schöner, als er sich nicht ohne weiteres zu dem Herrschaftsbereich nach Ostafrika: Right or wrong, my country! Ob Recht oder Unrecht, es gilt hier die Interessen meines Landes! bekennen wollte: dem Staatssekretär wie dem Kaiser wurde in ganz unverhüllter Form in der „Welt“ und ähnlichen Wäutern zu verstehen gegeben, daß sie Frankreichs Interessen höher stellten als die Interessen des deutschen Volkes! Von Interessen des deutschen Volkes war natürlich bei dem ganzen Marokkohandel nicht im mindesten die Rede, sondern es ging letzten Endes nur um die mehr oder minder zweifelhaften Erzkonzessionen der Gebrüder Mannesmann, und das schönste war, daß die beiden kapitalistischen Gesellschaften, die sich eifersüchtig gegenüberstanden, dabei keineswegs hier eine deutsche und dort eine französische Kapitalisten waren, sondern daß in beiden deutsches wie französisches Kapital festgelegt war. Was aber die Stellung des deutschen Volkes zu der Marokkogeschichte anging, so wurde sie treffend durch ein Bild des „Simplizissimus“ umrissen: zu einer schlammigen Bauerfamilie, die just bei der Mittagsmahlzeit dampfenden Auerdöfen sitzt, stürzt gestiebert ein Adjutant herein: „Auf, Eure Interessen in Marokko sind bedroht!“ Sprachlos erstarrten in den Gesichtern der Familie: Marokko? Was ist Marokko? Wo liegt Marokko? Was soll's mit Marokko?

So war's, und unbekümmert um alle Anwürfe von „patriotischer“ Seite hat die Sozialdemokratie von Anfang an den Standpunkt vertreten, daß Marokko nicht nur keinen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland wert sei, sondern daß Deutschland in Frankreich nichts verloren und nichts zu suchen habe. Wenn uns dabei die faulen Äpfel um den Kopf ploßen, die besagen sollten, daß wir „Reichsfeinde“ und „Vaterlandsverräter“ seien, so trösteten wir uns damit, daß — siehe die Beschimpfungen Wilhelm's II. in der „Welt“! — wir uns in guter Gesellschaft befanden und mehr noch damit, daß wir die Massen hinter uns wußten. Die Waffen gaben uns denn, als die Würfel der Reichstagswahlen fielen, glänzend Recht, und die 4 1/2 Millionen sozialdemokratischer Stimmen und die roten Hunderttusen waren auch eine Quittung für den wüsten Marokkorummel der Parteien, denen selbst der Kanzler im Parlament den schweren Vorwurf ins Gesicht schleubte, daß sie zu Wahlszwecken die nationale Leidenschaft bis zur Siedehitze aufregeren!

Aber auch die Entwidlung der Dinge in Marokko selbst gibt unserer Haltung mit jedem Tage mehr Recht. Die nationalistischen Schreihälse hatten ein großes Neuen, daraus gemacht, was Frankreich alles an Reichum nicht nur, sondern auch an Menschenmaterial für den Kriegsfall aus Marokko herauszuholen werde. Wir dagegen wiesen darauf hin, daß, wie es mit Alger nicht anders gewesen ist, die Republik unfähig war Opfer an Gut und Blut bringen zu müssen, ehe sie

— nach Jahrzehnten! — im unbestrittenen Besitz des marokkanischen Landes sei. Und heute? Heute schreibt ein französisches radikales Blatt, die „Aurore“:

„Dank der Geistesverfassung des Generalstabs des Besatzungskorps dehnen sich die kriegerischen Operationen immer mehr aus. General Lyauté nennt das „sich wie ein Oelfeld ausdehnen“. Es ist das eher ein Blutfeld, der immer größer wird. Die Gegner sind Stämme, denen man ihre Kabahs zerstört hat und die man durch unbarbarisches Kesselstreifen zur Verzweiflung bringt. In einem Gefechte gegen 700 Marokkaner wurden auf französischer Seite 1800 Granaten und 80 000 Gewehrpatronen verbraucht. So sieht die Pazifizierung aus.“

Und während rund 75 000 Mann französischer Truppen jetzt schon in Marokko stehen, ist nach Angabe regierungsfreundlicher Blätter die Errichtung neuer Eingeborenen-Schützenregimenter und eines Spahiregiments wie die Ausstattung des Besatzungskorps mit stärkerer Artillerie unerlässlich, wenn man vorwärtskommen will. Das kostet Gut, das kostet Blut!

Und es wäre unser Gut, es wäre unser Blut, wenn sich die schweifenden Wünsche unserer Marokkobhantasten erfüllt hätten. Die schwarz-weiß-rote Flagge über Marokko — und tief mühten die deutschen Steuerzahler in die Tasche greifen, um Hunderte von Millionen für das nordafrikanische Abenteuer auszubringen, und angstvoll würden die deutschen Blätter die Verlustlisten durchforschen, ob ihr Sohn nicht ins Gras gebissen hat — zur höheren Ehre des Profits der Brüder Mannesmann! Darum heißt es aber nicht etwa, einen neuen Marokkofreit vom Zaun brechen, wie es der imperialistischen Presse in Deutschland zu beliebigen Zeiten verkündet sie, gegen die friedliche Broschüre eines Marokkokenners polemisierend, frei und froh, „daß die deutschen Männer, die dort unten in ernster Arbeit und hartem Kampf ihre Interessen verteidigen, durchaus kein Verständnis haben für den lehrhaften Rat, sich jeder Gehässigkeit gegen die Franzosen zu enthalten.“

Aber das deutsche Volk, das Frieden und Freundschaft mit Frankreich will, hat Verständnis dafür, und wird den Desperados, die es schänden Profits halber auf gemeingefährliche Gehässigkeiten gegen das Nachbarland anlegen, bei Zeiten auf die Finger klopfen. Und zwar derb.

Für die deutsch-französische Annäherung.

Paris, 9. Juli. (Fig. Ver.)

Daß der Gedanke der deutsch-französischen Annäherung in Frankreich immer mehr an Boden gewinnt, ist unverkennbar. Man braucht nur die gütigen Leitartikel zu lesen, die der „Tempo“ und das „Journal des Débats“ anlässlich der Intervention Jaurès' gegen die Kredit für Boicarsés Auslandsfahrt veröffentlicht haben, um die Besorgnisse der Imperialisten vor dem Erlöschen der den Rüstungstreibern und den Stipendiaten des Jaurèsismus so wichtigen chauvinistischen Stimmungen in Frankreich zu erkennen. In der Tat sind es nicht mehr die Kreise der organisierten Arbeiterklasse allein, die sich mit der Idee der Annäherungspolitik vertraut gemacht haben. Auch in der studierenden Jugend, die man noch vor kurzem der jungproletarischen Demagogie verfallen glaubte, werden die Lehren eines bedenklichen Umfanges fichtbar. So haben gestern in einer moffenhaft besuchten Studentenversammlung im lateinischen Viertel Genosse Sembat und der Senator Siournelles de Constant einschiedene Reden für die Annäherung gehalten, ohne daß die reaktionären Studenten die angeforderte Sprengung der Versammlung auch nur versuchten. Aus Sembats Rede, die mit begeistertem Beifall aufgenommen wurde, seien hier die Stellen wiedergegeben, die sich auf die elisabethlothringerische Frage beziehen und die wegen der hartnäckigen Vorbereitungen Hervés', der Internationale utopistische „Wägungen“ dieser Frage aufzuwerfen, derzeit besonders bemerkenswert scheinen. Sembat sagte:

„Vergessen wir nicht, daß wir 1870 geschlagen worden sind — das würde uns nur lächerlich machen. Die historische Tatsache ist da, man kann sie nicht wegwischen. Wenn man geschlagen worden ist, gibt es nur zwei Mittel, der Situation abzuhelfen: die Revanche mit Waffengewalt oder die Verständigung.“

„Es handelt sich nicht um eine Erniedrigung. Aber seit vierzig Jahren hat sich ein neuer Geist in Elsass-Lothringen eingepflanzt. Das ist auch eine Tatsache. Elsass-Lothringen will sein eigenes Leben leben. Eine deutsch-französische Annäherung kann die Autonomie Elsass-Lothringens nur begünstigen.“

„Ja, ich bin sogar sicher, daß diese Annäherung im Gefolge, ja mehr — daß sie begleitet sein wird von einer autonomen Verfassung der Württembergern und Bayerns. Dies wird geschehen können, sobald die Deutschen überzeugt sein werden, daß man sie nicht zum besten haben will.“

„Der Franzose erspart sich nur allzu oft das Handeln, indem er träumt. Wir aber wollen handeln. Wir sind 200 Franzosen und 200 deutsche Abgeordnete in unserer Bewegung und wir werden gegen die Lügen der großen Presse immer kämpfen, wenn sie falsche Behauptungen über die Vorgänge in Deutschland verbreitet. Wir werden ihr, mit unserer Interschrift, sagen: Ihr lügt.“

„Wir werden diese Geißel bekämpfen, die schlimmer als der Alkohol ist und die darin besteht, daß der Haß und die Aufregung Tropfen um Tropfen in das Gehirn unserer Zeitgenossen geträufelt wird.“

Nachdem Sembat seine Rede beendet hatte, begab er sich nach seinem Wahlkreis auf Montmartre, wo im Festsaal einer Schule eine dichtgedrängte Menge einer Vorführung von Liedern aus der revolutionären Epoche beistand. Auch hier, wo das proletarische Element eine erdrückende Mehrheit hatte, fanden die auf die Annäherung bezüglichen Stellen seiner Ansprache beifälligen Applaus.

Eine Siegesfeier der französischen Sozialdemokratie.

Paris, 12. Juli. (Privattelegramm des „Vorwärts“). Hier fand heute anlässlich des Wahlsieges ein großes Parteifest statt. Zehntausende von Genossen vereinigten sich trotz strömenden Regens im Pavillon Sous Bois, wo auf den Tribünen fast alle Deputierten und die alten Parteiführer anwesend waren und sprachen. Für das Internationale Bureau sprach Anseele, für Belgien Wauters, für Holland Bliegen, für England die Genossen Bruce Glasier, Kennedy und Smith, für Deutschland Genosse Georges Weill. Der Abzug der Heimziehenden gestaltete sich zu einer großartigen Demonstration gegen die dreijährige Dienstzeit.

Huertas Rücktritt.

Veracruz, 12. Juli. Nach Berichten aus wohlunterrichteten Kreisen soll Huertas Rücktrittsgesuch dem Kongress in seiner morgigen Sitzung unterbreitet werden. Der neue Minister des Auswärtigen, Carrabal, der wahrscheinlich sein Nachfolger wird, erklärte, seiner Ernennung sei im Geheimen von Carranza und den Vereinigten Staaten zugestimmt worden. Der Zweck der Reise des englischen Admirals Cradock nach der Hauptstadt soll sein, Huerta und seine Familie nach der Klippe zu begleiten, wo sie sich wahrscheinlich auf ein britisches Kriegsschiff begeben werden.

Die Mission des Herrn Kühn.

Die offiziellen Mitteilungen über das vermutliche Ergebnis des Wehrbeitrages haben das zuerst nicht recht geringfügige Interesse an der Ernennung des Reichschatzsekretärs zum Mitglied des preussischen Staatsministeriums beträchtlich verstärkt, und allgemein ist man jetzt geneigt, die Bedeutung der „Königlichen Volkszeitung“, nach der neue und wichtige Finanzzustellungen in Aussicht stehen, wichtiger zu nehmen als noch vor wenigen Tagen. Diejenigen werden zwar getadelt, die ihrer Enttäuschung über das Resultat Ausdruck gegeben haben, denn es gebe ja genau so viel ein, wie von der Regierung in Aussicht gebracht worden sei, und wer darüber ein schiefes Maul ziehe, daß es nicht mehr gegeben, der diskreditiere unsere finanzielle Leistungsfähigkeit vor dem Auslande. Aber mit alledem kommt man doch nicht über die tatsächliche Differenz zwischen dem Erträgnis des Wehrbeitrages und der auf ihn angewiesenen Ausgaben hinweg. Berechnet man, wieviel Geld im Kasten klingen, wie zunächst gemacht werden soll, so fehlen doch die 200 Millionen, die der Reichstag im Einverständnis mit der Regierung nachträglich auf den Wehrbeitrag verwiesen hat, nachdem im Interesse der Besitzenden das Inkrafttreten der Vermögenssteuer um ein Jahr hinausgeschoben und die Erhebung des Reichsanteils an der Steuer auf den unverdienten Wertzuwachs in Fortfall gebracht worden war. Statt 1200 Millionen gibt es 1000 Millionen, und für den Rest, der für die Jahre 1914 bis 1917 fehlt, muß anderweitig Deckung gesucht werden.

Auch wer an neue Forderungen für Rüstungszwecke nicht glaubt oder sich den Anzeichen gibt, als glaube er nicht daran, der muß doch zugeben, daß die Frage neuer Steuern im Reich in der nächsten Zeit wieder einmal akut wird, und wenn anders er bei der Regierung den Willen voraussetzt, endlich einmal aus dem Fortwursten herauszukommen und auf finanzpolitischen Gebieten etwas Entscheidendes zu tun, dem Konnt die Ankündigung von Vorlagen für die, wie die „Königliche Volkszeitung“ schrieb, die ganze Autorität einer starken Regierung eingesetzt werden muß, nicht mehr so unglaublich vorkommen.

Das „Avancement“ des Herrn Kühn hat somit schon seine politische Bedeutung, und es fragt sich nur noch, wie es ausgeleitet werden soll. Der Staatssekretär der Finanzen wird mit der preussischen Regierung in engere und unmittelbare Verbindung gebracht, und das kann sowohl heißen, daß dem preussischen Ministerium ein größeres Interesse und ein besseres Verständnis für die Angelegenheiten des Reiches beigebracht werden soll, wie andererseits auch, daß man den Schatzsekretär sozulagen unter preussische Aufsicht stellen und ihn für die „Bedürfnisse“ dieses Staates empfänglicher machen will. Wir müssen uns ja stets gegenwärtig halten, daß die ganze Reichsregierung nur ein fehr beschränkter Einfluß

führt, und daß der Reichskanzler, dem die Staatssekretäre untergeordnet sind, Gesetzesvorlagen im Bundesrat formell wenigstens nur in seiner Eigenschaft als Vertreter Preußens einbringt.

Die Junker sind nun in Sorge, daß die Absicht dahin gehe, das gute preussische Ministerium zu terrorisieren und den achtpreussischen Willen durch die Abkommandierung der Staatssekretäre zu verflüchten. Sie haben von jeder die Abhängigkeit des Reichskanzlers von den preussischen Instruktionen am stärksten unterstrichen und stellen auch jetzt wieder fest, daß der Kanzler auf dem Gebiete der Gesetzgebung als Reichsminister gar nichts zu sagen habe und nichts anderes als das Sprachrohr Preußens sei. Am liebsten möchten sie sich dabei auf den Boden der Vorstellungen zurückziehen, die sich Bismarck ursprünglich von dem Bundeskanzleramt gemacht hat, als er noch damit umging, auf diesen Posten irgendeinen Beamten zu legen, der seine, des preussischen Ministerpräsidenten und Ministers des Auswärtigen Aufträge zu vollziehen habe. Da das nicht gut angeht, suchen sie ihre Ansicht von der Unselbstständigkeit des obersten Reichsbeamten mit gelegentlichen Auslassungen des ersten Kanzlers zu stützen, und wer ihre Abhandlungen liest, der könnte fast glauben, daß Bismarck nichts viel anders gewesen sei, als ein Sandlanger des preussischen Ministeriums, auf dessen Zusammensetzung und Willensbildung er nicht den allergeringsten Einfluß ausgeübt hätte. Daß er ganz nach Bedarf und Laune den Kanzler und den preussischen Ministerpräsidenten auswechselte, und daß ihm bei seiner überragenden Stellung weder von seinen Staatssekretären noch von seinen preussischen Ministerkollegen ernsthafter Widerstand entgegengesetzt wurde, wird ebenso verschwiegen, wie der Umstand, daß auch er, wenn es ihm zweckmäßig schien, Staatssekretäre zu preussischen Ministern ernannte.

Das System der „Staatssekretarisierung“, um das scheußliche Wort zu gebrauchen, das bei einer Tagung des Preußenbundes geprägt wurde, ist seiner Erfindung neueren Datums, und es wird jetzt nur deshalb so stark kritisiert, weil die Konservativen mehr als zuvor in Preußen den Hort der Reaktion und — präzisier ausgedrückt — einen Schutzwall gegen die Einführung direkter Reichsteuern erblickten. Wenn Bethmann Hollweg mit einer Rückendeckung durch einen Haufen von Staatssekretären im preussischen Ministerium auftritt, dann besteht nach ihrer Meinung die Gefahr, daß Beschlässe gefaßt werden, die, bei aller Wahrung der verfassungsmäßigen Formen, doch nicht mehr den Geist Preußens, seiner Regierung und seines Landtags atmen.

So sehr wir nun aber auch die Sorgen der Junker verstehen, so können wir sie doch nicht für begründet halten. Leider nicht. Wir glauben nicht daran, daß Bethmann Hollweg den kühnen Plan hat, den zaghaft beschrittenen Weg direkter Besitzsteuern weiter zu gehen und Preußen für diese Absicht zu gewinnen. So viel Mut ist ihm nicht eigen. Verfolgt er wirklich weitwünschende finanzpolitische Absichten, so ist es sehr viel wahrscheinlicher, daß diese sich auf dem Gebiete der Monopole bewegen. Der Gedanke eines Spiritusmonopols nimmt immer greifbarere Gestalt an, Herr Arendt offeriert eben jetzt freundlichst ein Zigarettenmonopol, und die Bündholzfabrikanten verlangen wieder dringend, daß man sie doch endlich enteignen möge. Man braucht also nur zuzugreifen, und die klerikale

Presse deutet bereits an, wie gern Zentrum und Konservative bereit seien, bei der Schaffung von Monopolen positiv mitzuarbeiten, wenn die Regierung nur darauf verzichte, Rücksichten auf die Wünsche der Sozialdemokraten zu nehmen. Dafür aber wird im Schoße des preussischen Ministeriums schon gefordert werden, daß etwaige Monopolegesetzentwürfe, die an den Bundesrat gehen, sich von derartigen Rücksichten vollständig fernhalten, und deshalb haben wir unter keinem Betracht Veranlassung, an die Berufung des Herrn Kühn irgendwelche Hoffnungen zu knüpfen.

Sie deutet auf neue Steuern, und werden uns damit schon an und für sich wenig erfreuliche Aussichten eröffnen, so kann uns die Herbeiführung der größeren Intimität zwischen dem Schatzsekretär und dem preussischen Finanzminister auch nicht einmal den kargen Trost gewähren, daß auf diesem Wege wenigstens eine gerechtere Verteilung der Lasten gesichert wird. Für die Befriedigung der finanziellen Bedürfnisse des Reichs mag die Staatssekretarisierung Preußens nicht ohne Vorteil sein, für die Erfüllung sozialer und demokratischer Forderungen bedeutet sie nichts, solange das preussische Wahlsystem in Kraft ist.

## Die Ausnahmestellung der Sozialdemokratie.

Zu den widerwärtigsten politischen Heuschrecken gehört das Bestreben der reaktionären Parteien und oft auch der Regierung, allen Harmlosen und wenig Denkenden die Ueberzeugung beizubringen, die Sozialdemokratie nehme dem Staate gegenüber eine „Ausnahmestellung“ ein und der Staat habe daher das Recht, die Partei oder ihre einzelnen Anhänger in bestimmten Fällen anders, selbst auf Kosten der Gerechtigkeit, zu behandeln, als alle übrigen politischen Richtungen. Obgleich die Verbreiter dieser zweckdienlichen „Ueberzeugung“ ihrer logischen und staatsrechtlichen Unmöglichkeit innerlich bewußt sind, so ist es doch gegenüber den Kur-Gläubigen am Plage, diesen verfluchten Knoten aufzubrechen.

Würde das Dogma von der „Ausnahmestellung“ der Sozialdemokratie von seinen Anhängern leblich durch die robusteste Begründung gestützt, die es gibt: durch die Macht, so wäre nichts dagegen einzuwenden. Das Mantelchen einer sogenannten sachlichen Begründung aber, das die heute noch in der Macht Lebenden hier wie immer ihrem nackten Interesse umzuhängen versuchen, muß abgestreift werden.

Die Deutschen argumentieren immer wieder mit denselben Denkschemen, die nur auf die Oberflächlichsten Eindruck machen könnten, folgendermaßen: Die Sozialdemokratie erstrebt eine neue Gesellschaftsform, die nur durchgeführt werden kann, wenn die heutige Staatsform vernichtet wird. Sie ist also dem (augenblicklichen) Staate feindlich. Sie bekämpft sich selbst zu dieser Staatsfeindlichkeit. Folglich ist der heutige Staat berechtigt, dieser Partei oder ihren einzelnen Anhängern gegenüber, da wo es ihm zur Erhaltung seiner Existenz dienlich erscheint, die sonst für alle geltenden Gesetze, Bestimmungen und öffentlichen Gewohnheitsbräuche zu durchbrechen.

Der Kardinalfehler dieser Begründung liegt darin, daß die Sozialdemokratie selbst erklärt (und danach handelt), sie erstrebe die Umwandlung der Gesellschaftsform auf gesetzmäßigem Wege. Es ist kein Zweifel, daß jede Veränderung bestehender Gesetze, jede Neuschaffung von Gesetzen, ja jede neue polizeiliche oder ver-

waltungstechnische Bestimmung, wie sie jahraus jahrein von den Parlamenten, der Regierung, den kommunalen Korporationen beschlossen werden, Akte der „Staatsfeindlichkeit“ sind, wenn man den Staat, der einschliefenden Vernunft zuwider, als etwas Starres, in sich Gleichbleibendes auffaßt. Jeden Dienstag wird von sämtlichen Angehörigen eines Staates an der „Zerstörung“ des Staates, wie er am Montag bestand, gearbeitet — aber nur ein Idiot wird daraus den Schluß ziehen, sämtliche Bürger seien staatsfeindlich.

Auch die Sozialdemokratie tut nichts anderes, als mit allen Mitteln ihrer Macht, die sie geleglich zum Ausdruck bringen kann, an der Veränderung des Staates zu arbeiten. Das „Endziel“, das sie persönlich im Auge hat, kann allen, die nicht zu ihr gehören, vollkommen gleichgültig sein. Wobei in Parenthese anzumerken wäre, daß das „Endziel“ radikaler Zentrumsanhänger: Wegung des Staates unter die Kirche, oder das „Endziel“ Strammkonservativen: Die Wiedererrichtung einer autokratischen Oligarchie, auch in ihren Ausmaßen der beabsichtigten Veränderung von dem sozialistischen „Endziel“ nicht wesentlich verschoben sind.

Da nur durch den Kampf der Meinungen eine Auslese des für alle Brauchbaren sich vollzieht, so muß, nach dem Urteil der Vernunft, je der Ueberzeugung von der fanatisch-religiösen bis zur atheistischen, von der agrarisch-autokratischen bis zur anarchistischen, innerlich der augenblicklichen Gesetzmäßigkeit — die sich ja gerade durch diesen Kampf fortwährend verändert — die vollkommen gleiche Möglichkeit der Betätigung gewährt werden. Alles andere bedeutet die Vergewaltigung irgendwelcher Gruppen zugunsten anderer. Wer diese Vergewaltigung will, mag für sie eintreten. Denn auch das ist eine Ueberzeugung, die das Recht hat, sich auszubringen. Aber er soll ihr nicht eine „logische“ oder „ethische“ Begründung umhängen, die dem Gedankenarsenal der Gegner entnommen ist und deshalb nichts anderes sein kann als Verlogenheit.

Da die Sozialdemokratie ihrerseits längst eine Macht ist, die nicht mehr vollkommen vergewaltigt werden kann, so fährt die aus der nackten Interessenpolitik geborene Lehre von ihrer „Ausnahmestellung“ naturgemäß zu den lächerlichsten Widersprüchen, in denen sich der bauernfängerische Unfuss tagtäglich auf das Lompakteste entfüllt.

Während die Vertreter der Partei vollkommen gesetzmäßig den obersten Korporationen des „Staates“, dem Reichstag, den Landtagen, den kommunalen Vertretungen angehören, erklärt man sie für unfähig, in der Aufsicht einer Dorfschule zu sitzen. Hunderte von Sozialisten arbeiten im Deutschen Reich ständig an der Gesetzgebung mit — aber wenn einmal die Kunde läme, daß ein Sozialist als Richter über der Anwendung eben dieser Gesetze wache, so würden vermutlich sämtliche „Staatsbehörden“ vor Schrecken vom Stuhle fallen. Alljährlich werden Tausende von Sozialdemokraten in das Heer eingestellt. Wenn sie sich aber das Einjährigerecht erlangen haben, so konstituiert man aus ihrer Ueberzeugung — die eine Ueberzeugung ist so gut als jede andere — eine Art „moralischer Minderwertigkeit“, auf Grund deren sie dieses Recht wieder verlieren sollen. Und so, ohne Grazie, weiter.

Logisch meine Herrn Rückwärts, gedankliche Dummköpfe und politischen Heuschrecken, wäre allein: die Sozialdemokratie aller politischen Rechte zu berauben und sie gleichzeitig aller staatsbürgerlichen Pflichten zu entbinden. Das würde freilich die Revolution bedeuten. Da Euch aber davon die harten Tatsachen dringend abraten, so geschieht weiter nichts, als daß man im Kleinen versucht, was man im Großen leider! nicht kann. Und so ist das Dogma von der „Ausnahmestellung“ der Sozialdemokratie nichts anderes, als eins der vielen Mittelchen für den Gang derer, die nicht alle werden — für die Partei selbst aber eine unerlöschliche Quelle wirkungsvoller Propaganda! kn.

## Nix Kasernendramen.

Habe mich, offen gestanden, nicht wenig geärgert über schlappe Haltung der Staatsanwaltschaft in Luxemburg-Prozess. Bei Rückzug vor frechem Frauengimmern angetreten. Aber schlappe Haltung schließlich verständlich bei Nichtbeachtung, wenn Juristen auch Kavallerie von's Jibil. Wenn ich Vorsitzender, hätte Zeugen der Firma Böhm-Kasenberg ruhig sich ausquartieren lassen. Dann gesagt: Stillgestanden! Haden zusammen! Jeder brave Preuche weiß, daß Kasernendramen Kumpst. Gibt nur Kasernensombdien, die jedes Jahr bei Geburtstag von S. M. von Mannschaften der Kompagnie unter Aufsicht von Einjährigen aufgeführt werden. Schrumm! Aber um Objektivität des Gerichts zu beweisen, lasse quasi als Sachverständigen Gutachten Buch\*) vorlesen, in dem wirklich fünd! Gesehen mit Auge des Unparteiischen, nicht des Verheißten. Schon Anführung weniger Stellen aus durchaus trefflichem Werke werden „Vorwärts“-Lesern zeigen, daß Verede von Kasernendramen erkunten und erlogen ist. Auch behandelt Schicksal von einem Duzend Rekruten, die zu schließlichem Grenadierregiment ausgehoben sind, und verfolgt sie während zwei Jahren strammen Militärdenkstes. Sympathischste Figur unter Mannschaften ist Karl Wendel, Sohn eines alten Soldaten und jetzigen Bauern. Ist schon vom Ältern zu Hause vorgebrüllt worden und weiß um preussischen Kommissar Bescheid. Rekruten sind beispielsweise auf Fahrt nach Garnisonort, wachen morgens im Zuge auf:

Die Frage — wo bin ich? — war in allen den gesunden und frischen Gesichtern zu lesen. Karl gab die militärische Erklärung: „Auf dem Vormarsch nach B., wo ihr zwei fidele Jahre verleben sollt. Glücklich und zufrieden, wenn ihr eure Pflicht tut, und unserm schönen Dorf, das stolz auf seine Söhne ist. Ehre macht.“ (S. 11.)

Moderer Kerl! So sieht nicht aufgehettes Volk Soldatenleben entgegen, Zeit, in der man glücklich und zufrieden ist, geradezu fidele Jahre! Zustriedenheit ergibt sich schon aus famosen Menagereverhältnissen. Sozialistische Lügenbeutel behaupten, Essen in Kaserne manchmal so schlecht, daß selbst hungrige Mannschaften Kopf mit Erbsen in Rinnstein gießen. Frecher Schwindel! Erste Wohlzeit in Kaserne wird geschildert:

Nach einer halben Stunde wurde aufgestanden, und alles schlecht nach diesem delikaten Mahl Sped mit Erbsen. (S. 13.)

Oder an anderer Stelle:

Nach dem Dienst wurde das Essen geholt. Wie staunten die zum großen Teil nur an das Sonntagsfleisch gewöhnten Leute über die vorzügliche Soldatenkost, die in riesigen Kesseln von den Köchen zubereitet wird. (S. 47.)

Läuft armeligen „Vorwärts“-Lesern nicht Wasser im Munde zusammen? Aber mit Kasernensoft nicht abgetan, Frau des Feldwebels macht sich außerdem Vergnügen, Rekruten aus eigener Küche aufzapppeln:

Wie die Stube neun erfuhr, war Adolf seit drei Jahren verheiratet und hatte eine treffliche Frau, die so manchem armen Soldaten aus der Küche der Kompagniemutter zu essen gegeben hatte. Bestätigt sich auch sofort. Siehe Zwiegespräch zwischen Feldwebel und Rekruten:

„Sie sind zuseht hier in der Stadt gewesen?“ fragte er Waldau.

„Jawohl, Herr Feldwebel, ich wohne schon lange hier.“

„Adolf sah ihn an und sagte: „Aber dicker müssen Sie noch werden.“

„Ich bin nie stärker und eigentlich auch nie krank gewesen.“ antwortete Heinz, der im ersten Augenblick erkannte, daß er hier jemanden gefunden, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte.

„Ra, ich empfehle Ihnen jedenfalls die Frau des Feldwebels der Kompagnie, die nimmt ihrem Mann die besten Dissen weg, um Rekruten zu mästen.“

Mit dankbarem Blick sah ihn Heinz an. (S. 49.)

Wer nicht durch roten Antimilitarismus verhebt, weiß, daß alle Feldwebeltrauen mütterlich sorgend um Rekruten bemüht sind. Feldwebel selber natürlich auch. Sozenpresse schildert Mutter der Kompagnie als wüsten Schinder, der teuflischen Gebrauch von seiner Allmacht zu machen pflegt — Gegenteil richtig! Feldwebel sind liebevolle Naturen, lassen sogar Rekruten, die Heimweh haben, sich an ihrer breiten Brust ausweinen:

Vertrauensvoll konnte sich jeder an die Kompagniemutter wenden und jeder tat es gern. Oft gelang es dadurch, diesem oder jenem Angelegenheiten zu ersparen. Wer irgendeinen Kummer, namentlich das in der ersten Zeit sehr erklärliche Heimweh hatte, fand bei der Kompagniemutter ein mißführendes Herz und wurde, wenn es gar zu schlimm war, der Kompagniemutter als Kummer zwei zugeführt, die dafür das beste Verständnis hatte. (S. 50.)

Paradon! Ruh mir erst Träne der Nahrung unter Monokel wegwischen. Aber solche Idyllen, bereichere Genbssin Luxemburg, spielen sich tagtäglich in deutschen Kasernen ab, nicht etwa Dramen!

Rußer eines Feldwebels entsprechen natürlich Korporate. Bescheidener Verschlag, in dem Unteroffizier, von anvertrauter Mannschaft nur durch Wandschirm getrennt, haust, steht folgendermaßen aus:

Eine peinliche Souberkeit zeichnete den kleinen Raum aus. Der Tisch, mit dem blühblauen Kaffeegeschirr, war mit einer bunten Decke belegt, was dem Ganzen ein behagliches Aussehen verlieh. Auf dem Tisch standen die Bilder seiner Eltern. Die Mutter, der die Güte aus den Augen leuchtete, schien schon von den Jahren gegangen zu sein, denn ein frischer Kranz von Feldblumen schmückte, wohl an einem Geburtstage, den einfachen Rahmen. Der Vater war eine stattliche und imponierende Erscheinung, der richtige „Alte Soldat“, wie er leider immer seltener wird. Er trug die Galauniform der Schloßgardenkompagnie mit der hohen Grenadiermütze, den mit Treppen besetzten alpreussischen Rod mit rotem Umhangstragen, weiße Knöpfen mit Samtschwarz und das Gewehr mit aufgespanntem Bajonett. Eine riesige Ordensschnalle, an deren Anfang das Eisener Kreuz prangte, erregte die allgemeine Bewunderung. Ueber dem Bett hing die Photographie eines Mädchens in einfaches, aber sehr geschmackvollem Kleid. Aus der Unterschritt: „Charlotte, zur Erinnerung an unseren Verlobungstag“, erschien sie, daß es das Bild der Frau ihres Sergeanten sei. Es zeigte von einem recht guten Geschmack und die feinen Züge des Mäd-

chens wiesen darauf hin, daß sie besseren Kreisen angehörte. Das Bild war in dunkler Ecke mit einer Goldleiste gerahmt, darüber hingen die Bilder der drei Kaiser mit dem schönen, in Holz gebrannten Spruch der Kriegskarte: „Die Treue ist die erste Pflicht des Soldaten.“ Jedenfalls ein kleines Kunstwerk von feiner Braut. (S. 52.)

Kaufe alle gedienten Leute als Zeugen auf, ob ideales Bild nicht Aussehen jedes Unteroffiziersverhältnisses in Armeo treulich wieder gibt.“

Wie Unteroffiziere, so natürlich Offiziere. Sogen sein im ersten Stande der Nation egal Simplizitätsmüßgestalten, feudal, exklusiv, näselnd, schnarrend, sich überhebend — kurz, durchaus elefante Zeitgenossen. Klassisches Buch über deutsches Soldatenleben zeigt uns preussischen Leutnant wie in Wahrheit aussieht:

Er ging vom ersten Tage ab von dem einen zu dem andern und fragte jeden nach seinem Namen, den Eltern, Geschwistern, dem Gewerbe, dem Heimatort, dem heimischen Vieh, Schule, Alter, Handwerk usw. Er machte sich gewissenhaft über alles Notizen in das Rekrutenbuch. Als wir fragten, warum dieses geschähe, erfuhrten wir, daß der Herr Oberst diese Kenntnisse noch vier Wochen verlange, was dem Grafen, der mit keinem guten Namensgedächtnis ausgestattet war, entsetzliche Qualen bereitete.

Wiel wichtiger aber war das wahre Interesse, das er für jeden seiner Leute hatte und die Annahme, der Herr Graf werde sehr von oben herab sein, zeigte sich im Gegenteil. Gerade weil er einem alten Adelsgeschlecht angehörte, dessen große Besitzungen, Güter und Schloffer die Familie seit über 600 Jahren mit dem Landvolk in engen Verkehre gebracht hatte und er auf dem Gute seines Vaters aufgewachsen war, bis er in das Kadettenkorps gesteckt wurde, hatte er Verständnis für das Empfinden seiner Leute. (S. 50.)

Alle Sache, daß preussischer Unadel sich tadellos in Empfinden gemeiner Leute hineinversetzen kann, ist noch Erbschaft aus Zeiten der Leibeigenschaft, und wäre direktes Unglück für Heer, wenn nach demokratischem Vorschlag jeder Plebejer Offizier werden könnte. Hätte lange nicht so viel Verständnis für das Empfinden der Mannschaften wie Grafen, Freiherren und Barone. Bin bereit, Aussage meinerseits durch Sachverständigen zu erhärten.

Gaupmann ist in Buch von demselben Kaliber wie Leutnant, und so weiter hinauf alle Vorgesetzten tadellos, vornehm, humane Charaktere — wie in preussischer Wirklichkeit! Nehmt insoweit alles wie am Schnürchen und Dienstzeit umfaßt wirklich zwei „fidele Jahre“. In Buch kommt alles vor: Turnen, Vuhstunde, Appell, Schießstand, Paradebereich, Felddienstation, Wandern, alles von Helmspitze bis Fußspalten, aber auch nicht einmal wird Ortschaft, Zuhritt, Hieb unterd Ann, Ueberanstrengung, „heiliger Geist“, Selbstmord, Fahnenstuch oder ähnliches erwähnt. Glanzanter Beweis, daß all das nur in verfeuchter Phantasie von Sogen existiert!

Genügte also, dieses Buch in Verhandlung vorgulesen, Hörer weinten vor Nahrung, wie schön deutsches Soldatenleben, Genossin Luxemburg würde eilig reingesetzt und rote Bande stünde vor Öffentlichkeit gerichtet da. Unterbreite deshalb Vorschlag gesamt S. E. dem Herrn Kriegsminister und dem Herrn Staatsanwalt.

Der konservative Kugul.

\*) Ann. d. Seher's: Im Verschlag unserer Unteroffiziers lagen meist auf dem Tisch ein Spiel Karten und das „Kleine Witzblatt“.

\*) Deutsches Soldatenleben. Patriotischer Roman aus dem militärischen Leben der Gegenwart. Der Wirklichkeit nach erzählt von Robert von Baritz, Hauptmann im 3. Bad. Inf.-Reg. Markgraf Friedrich Wilhelm Nr. III. Mit 6 Illustrationsbeilagen und 200 Beilagen im Text. Verlag Wilhelm Köhler, Minden i. W. 122, Tausend!

# Politische Uebersicht.

## Liberaler Wiedergeburt.

Die Freude der Fortschrittler über den Ausgang der Koburger Wahl ist groß, und das „Berliner Tageblatt“ glaubt in ihr einen neuen Beweis für die Renaissance des Liberalismus erblicken zu dürfen. Einen neuen Beweis, denn die Wiedergeburt hat seiner Meinung nach schon bei den Wahlen von 1907 begonnen, das heißt also zu einer Zeit, wo dank der Paarung die Liberalen mit konservativer Unterstützung in den Reichstag einzogen.

Nun, uns kann's recht sein, wenn ein freisinniges Blatt solche Vorstellungen von der Neubelebung liberalen Geistes befreit. Aber auf einen Umstand möchten wir die Hoffnungsreichen in aller Bescheidenheit doch aufmerksam machen. Darum nämlich, daß der Liberalismus bei den Reichstagswahlen, die seit Jahresfrist vollzogen worden sind, bis zur Koburger, eigentlich keinen Anlaß zu besonderem Triumph hatte. In Jandelsdorf, in Jerichow, in Borna-Pegau und in Stendal haben die Liberalen keineswegs günstig abgesehen und im ersten Gang zum Teil recht beträchtliche Stimmenverluste zu verzeichnen gehabt.

Dabei waren es zweimal die Nationalliberalen und zweimal die Fortschrittler, die den gemeinsamen liberalen Kandidaten stellten. In Koburg aber läßt sich ebenfalls nicht uneingeschränkt von einem großen Siege des Liberalismus sprechen, wenn man unter Liberalismus die beiden liberalen Parteien versteht. Der Fortschritt hat zwar sehr viel Stimmen gewonnen, aber die Nationalliberalen haben recht beträchtlich verloren, und wenn das „Berliner Tageblatt“ diese eine Wahl überhaupt für so maßgebend ansieht, so läge es am Ende sehr viel näher, aus ihr den Schluß zu ziehen, daß die Fortschrittliche Volkspartei dort Ausschüß hat, wo sie gegen die Nationalliberalen kämpft, und dort Prügel bezieht, wo sie mit ihnen gemeinsam für die Hochziele des Bürgertums in Stadt und Land eintritt.

Aber wir wollen den Herren heileibe keine Lehren erteilen; sie müssen selbst am besten wissen, was eine Wiedergeburt des Liberalismus ist, und wie sie sie herbeiführen können.

## Ein Ausweg für Herrn von Falkenhayn?

Die „Frankf. Ztg.“ veröffentlicht folgende Zuschrift: „Der Prozeß gegen Frau Rosa Luxemburg ist aus sachlichen Gründen verlagert worden; wie die sozialdemokratische Presse in ihr eigenem Stil meint, auf den „Kimmermeßweg“. Vielleicht hat sie damit recht? Vielleicht! Aber es kommt immer anders, als man denkt. Möglicherweise scheitert die Weiterführung dieses Prozesses nicht an sachlichen, sondern an prozeduralen Bedenken.“

Frau Luxemburg ist nach den übereinstimmenden Prozeßberichten angeklagt, durch ihre Reden vom 7. März 1914 die Offiziere, Unteroffiziere und (alten) Mannschaften des preussischen Heeres beleidigt zu haben, und diese Anklage ist dann auf Beleidigung aller Angehörigen des preussischen Heeres ausgedehnt worden. „Verleht“ sind also alle diese früheren und jetzigen Mitglieder der preussischen Armee. Nun schreibt der § 22 der Strafprozeßordnung als unverschiebbar Grundfrage gerechter, unparteilicher Entscheidung, betreffe sie Verurteilung oder Freisprechung, klar und deutlich vor:

Ein Richter ist von der Ausübung des Richteramtes kraft Gesetzes ausgeschlossen, wenn er mit dem Verlehten in gerader Linie verwandt, verschwägert oder durch Adoption verbunden, in der Seitenlinie bis zum dritten Grade verwandt oder bis zum zweiten Grade verschwägert ist, auch wenn die Ehe, durch welche die Schwägerschaft begründet ist, nicht mehr besteht.

Alle Richter, also sowohl diejenigen der Beschlussschammer, die das Verfahren eröffnet hat, wie die Richter der verhandelnden Kammer sind kraft Gesetzes vom Richteramt in dieser Sache ausgeschlossen, wenn sie mit irgendeinem Angehörigen des preussischen Heeres in einer dieser sehr weit reichenden verwandtschaftlichen oder schwägerschaftlichen Verbindungen stehen. Das preussische Heer ist ein Volksherr; die Verwandtschaftlichkeit solcher Verbindungen ist also außerordentlich groß. Wenn also auch nur ein einziger dieser Richter in einer solchen Verbindung mit einem Angehörigen des preussischen Heeres steht, dann ist das ganze Verfahren nichtig und die Revision müßte durchbringen; denn § 377 setzt fest:

Ein Urteil ist stets als einer Verletzung des Gesetzes bedenkend anzusehen. . . . 2. wenn bei dem Urteil ein Richter . . . mitgewirkt hat, welcher von der Ausübung des Richteramtes kraft des Gesetzes ausgeschlossen war.

Wenn also dies auch nur bei einem einzigen Richter zutrifft, so würde der ganze Prozeßverlauf ungültig sein, und es würde die Entscheidung vom Reichsgericht aufgehoben werden müssen; zu solchem Antrag ist sowohl die Staatsanwaltschaft wie die Angeklagte berechtigt. Aber auch beim Reichsgericht dürften sich dieselben Schwierigkeiten ergeben. Wenn sich dort nicht sieben Richter finden, welche so gänzlich den preussischen Heeres-Angehörigen fremd gegenüberstehen, wie es das Gesetz erfordert, dann kann beim Reichsgericht überhaupt keine Entscheidung zustande kommen, und der Prozeß bleibt liegen und immer liegen und, wie es im Märchen heißt: Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Ob Herr v. Falkenhayn auf diese Brücke treten wird?

## Eine ungünstige Landtagstagung.

Der außerordentliche Landtag von Meiningen, zu dem die Abgeordneten mit Frau und Cylinder an das Schloßportal geladen sind, dürfte für den ersten Landtagspräsidenten und das Hofmarschallamt, die die Einladung ergaben, noch unvorhergesehene Folgen haben. Es steht nunmehr fest, daß nach Artikel 107 des Grundgesetzes die Abgeordneten nach einem Regierungswechsel vor der Eulidigung der Stände im Landtag zusammenzutreten müssen, um dort die schriftliche Versicherung des Thronfolgers auf Einhalten der Verfassung entgegenzunehmen. Einem solchen Verlangen hätten auch unsere Genossen, da es verfassungsmäßig rechtlich war, zugestimmt. Gegen die Bestellung an das Portal in vorgeschriebenem Anzug haben die sozialdemokratischen Abgeordneten dadurch protestiert, daß sie dem Landtagspräsidenten mitteilten, sie würden an diesem verfassungswidrigen Akt nicht teilnehmen. Ohne die Teilnahme unserer Genossen wird der Eulidigungsaft aber ungültig, da nach dem Gesetz mindestens 16 Abgeordnete anwesend sein müssen; nach Abzug unserer Genossen sind es aber nur 15.

Man kann gespannt sein, wie sich der Hof und das Landtagspräsidium aus dieser Zwidmühle herausziehen.

## Der Majestätsbeleidigungsprozeß des „Simplicissimus“.

Die Verhandlung gegen die gesamte Redaktion des „Simplicissimus“ wegen angeblicher Majestätsbeleidigung ist auf den 3. Oktober vor dem Schwurgericht in München angesetzt worden.

## Vordringen der Epiroten.

Durazzo, 11. Juli, abends. Meldungen aus dem Süden zufolge rücken die Epiroten unaufhaltsam vor und haben bereits den Distrikt Stopar besetzt. Nach den Aussagen des heute hier eingetroffenen Präfecten von Valona bestehen die vordringenden Truppenteile aus regulären griechischen Mannschaften. Berat und Valona seien stark gefährdet und könnten bald in die Hände der Griechen fallen.

Die ausländischen Verweigerer die Auslieferung der in Albanien gefangenen holländischen Offiziere Verhulst und Reimers, bis ihre Forderungen erfüllt worden seien.

## Straßenbahnerstreik in Holland.

Haag, 12. Juli. Die Straßenbahngestellten haben den Generalstreik erklärt.

## Deutsche Schande!

Haag, 12. Juli. Zum Ersatz der ausländigen Straßenbahngestellten sind heute vormittag 100 Arbeitswille aus Berlin hier angekommen. Sie wurden, als sie unter starker polizeilicher Bedeckung nach dem Straßenbahndepot gebracht wurden, von den Ausländigen mit Peifen und Jöhlen empfangen. Der Straßenbahnverkehr kann nur teilweise aufrechterhalten werden.

## Aus Groß-Berlin.

### Sommerfestwetter.

Unsere Genossen im 4. und 6. Kreise und auch die Genossen von Reinickendorf-Ost, die gestern ihre Sommerfeste abhielten, haben günstiges Wetter gehabt. Zwar war die Hitze am Nachmittag arg drückend, so daherte es doch nicht lange, waren die Festlokale in Treptow, in Weichensee und in Seebad Reinickendorf dicht gefüllt. Und für alle war etwas geboten, für groß und klein; gute Konzerte- und Gesangsaufführungen bildeten überall die Hauptfache des Programms. Daneben gaben unsere Turner, zum Teil auch Schwimmer, einen Beweis ihres Könnens. Viele Zehntausende fanden sich in den großen Vergnügungslökalen zusammen, und was unseren Sommerfesten den wirklichen Charakter verleiht, ist der Umstand, daß alte Kampfgenossen in geselliger Weise zusammenkommen und ihre Meinungen über frühere und bevorstehende Kämpfe austauschen. Genossen, die man bei der Größe der Berliner Bewegung jahrelang aus den Augen verloren hat, trifft man auf dem Sommerfest und manches angenehme und unangenehme Erlebnis wird wieder aufgefrischt.

Unsere Arbeiterkamerader hatten infolge der Hitze und der sich daran knüpfenden Ohnmachtsanfälle zu tun, um Erfrischungen zu reichen. Ernstliche Unfälle sind, soweit uns bekannt, nicht vorgekommen.

Der heißeste Sonntag in diesem Jahre dürfte der gestrige gewesen sein. Bereits um 9 Uhr vormittags zeigte das Thermometer 22 Grad, um gegen 1 Uhr mittags bis auf 36 Grad zu steigen. Alle diejenigen, die sich keine Sommerreise erlauben können und die die ganze Woche schwer in Fabrik und Werkstatt frönen müssen und es nur ermahnen konnten, zogen mit Kind und Kegel ins Freie. Eisenbahn und Dampfer machten Bombengeschäfte und noch am späten Nachmittag waren alle Dampfer dicht besetzt. In den Flugläufen, besonders an der Oberpreze, Dahme, Müggel- und Wannsee, waren Hunderttausende von Menschen. Die Ufer waren dicht besetzt. Wo man nur an das Wasser herankommt, wurde ein „Freibad“ eröffnet und Männlein und Weiblein, alt und jung erquideten sich im Wasser, das durch die tagelange Bestrahlung der Sonne eine ungewöhnlich hohe Temperatur aufwies.

Ob dieser Hitze drückte die Polizei beide Augen zu und ließ die Badenden gewähren. Wer nicht badete, zog sich so weit wie möglich aus. Frauen liefen in Unterröden oder gar nur in Hemden umher und die Kleinsten tummelten sich splitternaht. In den Bäumen baumelten Damen- und Herrenhosen, Röcke, Hüte und Stiefel lustig im Winde. Berlin war denn auch am Nachmittag fast wie ausgestorben. Erst gegen Abend trat etwas Abkühlung ein.

## Mehr Sicherheit für das Publikum beim Bau der Nord-Südbahn.

Unsere Forderung, beim Bau der Nord-Südbahn größere Sicherheit für das Publikum zu schaffen, scheint bei der Verkehrsbehörde auf günstigen Boden gefallen zu sein. Sie hat der städtischen Tiefbauverwaltung nahegelegt, daß die vorgeschriebenen Sicherheitsmaßregeln genau beachtet und ihre Durchführung besser überwacht werde. Die Verkehrsbehörde hat der städtischen Bauverwaltung aufgegeben, die Fahrbahn der Straßenbahn genügend abdecken zu lassen, so daß weitere Unfälle vermieden werden.

## Fingerte Raubankfälle.

Dieser Tage stand ein Mädchen vor der Potsdamer Straßkammer, welches beschuldigt war, einen Raubankfall erdichtet und eine Person falsch beschuldigt zu haben. Das Mädchen wollte, wie sie seinerzeit angab, auf dem Wege von Pfaueninsel bei Potsdam bis Wannsee, den sie angeblich zu Fuß zurücklegen mußte, weil sie den letzten Dampfer verpasste, in der Nähe von Nikolsko im Walde von einem gut gekleideten Manne angehalten, mißhandelt, ihrer Handtasche beraubt und dann von einer Wäschung hinab in die Havel gestoßen worden sein. Vorübergehende fanden sie auch tatsächlich im Wasser, brachten sie zu einem Gastwirt und von dort nach dem Oberlin-Krankenhaus in Rowaves. Die hiesige Kriminalpolizei schöpfte von vornherein Verdacht, weil es ihr unwahrscheinlich schien, daß das Mädchen nach Arbeitschluss noch allein den Ausflug gemacht habe. Sie rechnete damit, daß ihr Bräutigam, mit dem sie oft Streitz und Janz hatte, dorthin begleitet habe und dieser eventuell als Täter in Frage komme. Die Nachforschungen nach dieser Richtung hin ergaben aber zweifelsfrei, daß dieser sie nicht begleitet hatte und für die Tat auch keineswegs in Frage kommen kann. Bei dem Verhör im Krankenhaus bezichtigte das Mädchen dem vernehmenden Kriminalkommissar gegenüber, als es nicht mehr anders konnte, den Bräutigam als Täter. Jetzt konnte ihr aber das Gegenteil nachgewiesen werden. Es wurde zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Bei der Zeugenvernehmung sagte ein vernommener Berliner Kriminalkommissar aus, daß nach seinen Erfahrungen mindestens 50 Proz. der Raubankfälle, soweit weibliche Personen als Angeber in Frage kommen, erdichtet seien. Das hat zur Folge, daß die Polizei den Raubankfällen von vornherein sehr skeptisch gegenübersteht, was andererseits leicht dazu führen kann, daß die Polizei bei wirklichen Raubankfällen oft manches veräumen kann, was zur schnellen Aufhellung von Verbrechen nötig ist.

## Der „Vorwärts“ in Ostelbien.

Sozialdemokratische Blätter sind in Ostelbien besonders beliebt. Im Märchenland der ostelbischen Junker will man die Aufklärung der proletarischen Landbevölkerung mit allen Mitteln aufhalten. Ein hübsches Stückchen wird uns aus dem Wahlkreis des Grafen Westarp berichtet. Ein Berliner Parteigenosse hatte sich entschlossen, seine Ferien in seiner Heimat, einem kleinen Orte in dem Westarpschen Wahlkreis, zuzubringen. Ohne seinen „Vorwärts“ konnte er aber nicht existieren, und er ging deshalb zur Postagentur, um seinen „Vorwärts“ sich zu bestellen. Der Postagentenverwalter, der zugleich den Posten des Stadtkämmerers versteht, ist ob des Begehrens unseres Parteifreundes ganz entsetzt und fragt mit erstauntem Gesicht, warum er denn gerade diese Zeitung lesen wolle. Unser Genosse antwortet dem guten Manne ganz ruhig, daß sei seine Tageszeitung, die er sonst immer lese. „Aber im ganzen Ort hält niemand eine solche Zeitung, und Sie wollen nun die Luft verpesten?“ erklärt in seinem patriotischen Eifer der Postgewaltige. Der Mann ging noch weiter und versuchte unseren Genossen zu bedrängen, doch eine andere Zeitung zu halten, seine Bemühungen waren aber vergebens.

Das kleine Geschichtchen wirkt ein Schlaglicht auf die ostelbischen Zustände, in welcher Weise die Leute im konservativen Sinne beeinflusst werden und was man sich alles herausnimmt. Und nun stelle man sich vor, in welcher Weise diejenigen beeinflusst werden, die abhängig sind.

## Frau und Kind in den Tod.

Ein erschütterndes Familiendrama hat sich in der Nacht zum Sonnabend in Pantow abgespielt. In der Maximilianstraße 5 vergiftete sich die 35 Jahre alte Ehefrau Margarete des Arbeiters A. mit Leuchtgas. Die Lebensmüde nahm auch ihr ein Jahr altes Kind mit in den Tod. Die Ursache des Dramas ist in Schwermut zu suchen. Frau A. lebte der jämlichen Ansicht, sie solle infolge ihres krankehen Zustandes ihren Angehörigen allzusehr zur Last.

## Opfer des Badens.

Leider hat das schöne Wetter auch mehrere Ertrinkungsfälle zur Folge. So ertrank im Krossinsee bei Bernsdorf ein junger Mann von 18 Jahren und im Freibad Grünau bekam ebenfalls ein junger Mann von 19 Jahren beim Baden einen Herzschlag, so daß er ertrank. Die Persönlichkeiten der Ertrunkenen konnten nicht festgestellt werden.

Auch an anderen Stellen sind Todesfälle, durch Baden hervorgerufen, eingetreten.

In seinem Verste verunglückt ist der Maler Robert Heese aus der Fürbringer Str. 28. Heese war auf einem Grundstück in der Sophie-Charlotten-Straße in Charlottenburg mit dem Streichen der Fenster beschäftigt. Dabei rutschte Heese ab, durchfiel ein mangelhaft abgedecktes Glasdach und fiel fünf Meter tief auf einen eisernen Träger. Mit geschmettertem Arm und einer Kopfwunde wurde Heese auf einem zufällig bespannt dastehenden Rollwagen sofort nach dem Krankenhaus Westend gebracht.

## Aus der Selbstmordchronik.

Arbeitslosigkeit und Nahrung Sorgen haben wieder mehrere Personen in den Tod getrieben. Der 58 Jahre alte Wächter Hermann Schulz vom Luisenpark 41 schoß sich auf dem Tempelhofer Feld eine Kugel in die rechte Schläfe, die seinen sofortigen Tod herbeiführte. — Mit Leuchtgas vergiftet hat sich der 52 Jahre alte Arbeiter Friedrich Köhler aus der Mantuffelstr. 97. A., der kranke war, konnte deshalb keine Beschäftigung finden.

Der 28 Jahre alte Hausdiener Richard Krüger, der in einem Krankenhaus angeheilt war, vergiftete sich in dem Spänelkeller des Desinfektionsraumes mit Äthyl, weil er erlitten worden war. — Unbekannt ist der Grund, der den 59 Jahre alten Diener Johann Gnothe aus der Breite Straße 26 zu Schmorgendorf zum Selbstmord veranlaßt hat. Gnothe erkrankte sich von seiner Arbeitsstelle, angeblich um etwas für sich einzukaufen, begab sich aber auf ein unbebautes Gelände in der Wäbber Straße und vergiftete sich dort mit Äthyl. — Unaufgeklärt ist auch der Selbstmord einer Näherin. Die 28 Jahre alte Näherin Elise Gohse aus der Arndtstraße 20 wurde seit ungefähr einer Woche vermisst. Als man ihre Verhaftung öffnete, fand man sie schon stark verwest, tot auf. Sie hatte sich mit Leuchtgas vergiftet.

Ein sängerer Zusammenstoß zwischen einem Straßenbahnwagen der Linie Z und einem Autoomnibus der Hochbahngesellschaft ereignete sich gestern nachmittag in der Prenzlauer Allee Ecke Wäbberstraße. Der Anprall war so heftig, daß der Omnibus auf die andere Straßenseite geschleudert und die Elektrische aus den Schienen gehoben wurde. Personen wurden glücklicherweise nicht verletzt. Durch den Zusammenstoß entstand eine längere Verkehrsstörung.

## Letzte Nachrichten.

### Ein rumänisch-bulgarischer Zwischenfall.

Bularest, 12. Juli. (Wied. der Agence Roumaine.) In der letzten Nacht ereignete sich im Dorfe Kujundschul, zwei Kilometer von der Grenze, ein neuerlicher Zwischenfall, der durch bulgarische Soldaten hervorgerufen wurde. Drei bulgarische Grenzwächter hatten sich ohne Erlaubnis in dieses Dorf begeben und wurden deshalb von den rumänischen Grenzwächtern aufgefordert, sich zurückzuziehen. Sie kehrten, mit ihren Gewehren bewaffnet, zurück, kamen mehr als einen Kilometer auf rumänisches Gebiet und schossen auf zwei rumänische Soldaten, die schwer verwundet wurden. Da sich in den letzten vierzehn Tagen ähnliche Zwischenfälle wiederholten und bereits fünf Opfer forderten, so zeigt sich die öffentliche Meinung in Rumänien aufgeregt und verlangt rasche und wirksame Maßnahmen, um die Wiederkehr ähnlicher Fälle zu verhindern.

### Kampf zwischen Zigeunern.

Charolles, 12. Juli. Zwei Zigeunerjähme von ungefähr 120 Personen gerieten heute an den Ufern der Loire in einen Kampf. Etwa zehn Personen wurden verwundet, von denen zwei ihren Verletzungen erlagen. Den Gendarmen gelang es schließlich, die Parteien zu trennen.

### Die Suffragetten.

Edinburgh, 12. Juli. Als heute der König und die Königin nach der Kathedrale zum Gottesdienst fuhren, warf eine Anhängerin des Frauenstimmrechts einen Gummiball, an dem ein Schriftstück befestigt war, gegen den königlichen Wagen. Der Ball fiel der Königin auf den Schoß, die ihn lachend zur Seite stieß. Die Frau wurde verhaftet, die Verhaftung jedoch nicht aufrecht erhalten.

### Ueberschwemmung in China.

Peking, 12. Juli. In der Provinz Quandong hat die Ueberschwemmung unabsehbare Verheerungen angerichtet. Hunderttausende von Einwohner sind entbehrten der notwendigsten Nahrungsmittel. Das Elend wird täglich größer. Unter dem hungernden Volke machen sich Anruhen bemerkbar.

# In der Einheit liegt die Macht!

Wehrlos wäre die Arbeiterklasse, gäbe ihr nicht die Zusammenfassung ihrer Kräfte Stärke und Macht. Darum ist es Pflicht jedes Arbeiters, sich seiner

## politischen und gewerkschaftlichen Organisation

anzuschließen, um aktiv und mit aller Energie teilzunehmen an dem großen Befreiungskampfe seiner Klasse.

**Tretet ein in die sozialdemokratischen Wahlvereine, werdet Abonnenten des „Vorwärts“.**

Beitrittserklärungen zu den Wahlvereinen werden entgegengenommen im Berliner Verbandsbureau, Berlin SW 68, Lindenstraße 2 L.

Bestellungen auf den „Vorwärts“ nehmen die Hauptexpedition, Berlin SW 68, Lindenstraße 69, sowie alle Filialexpeditionen entgegen.

### Theater.

Montag, den 13. Juli 1914.

Anfang 5 Uhr.

Passage-Theater. Kimo-Varieté.  
Potsdamer Naturtheater. All-  
Potsdam.

Anfang 7 1/2 Uhr.

Westen. Siegfried.

Anfang 7 1/2 Uhr.

Metropol. Die Nefte um die Erde  
in 40 Tagen.

Anfang 8 Uhr.

Urania. Zum Hochfirt der Jungfrau.  
Schiller O. Lannhäuser.  
Berliner. Die eint im Rat.  
Königgräber Straße. Fr. Su.  
Thalia. Wenn der Frühling kommt.  
Theater an der Weidenbammer  
Brücke. Der müde Theodor.  
Kolo. Der Silberkönig.  
Wintergarten. Spezialitäten.  
Reichshallen. Stettiner Säng.  
Palast-Theater. Varieté und Hoch-  
spiele.

Berliner Prater-Theater. Strigr.  
Anfang 8 1/2 Uhr.

Kleines. Der Kied.  
Theater am Rollendorfplatz.  
Der Zugbaron.

Südvielfhaus. Die spanische Fliege.  
Friedrich-Wilhelmstadt. Theater.  
Leinwandtheater.

Quiten. In neues Bild.  
Walhalla. Der Hund von Vester-  
ville.

Holtes Caprice. Amordragoner.  
Ost Kapoleon.

Anfang 8 1/2 Uhr.

Heldens. Die verfluchte Liebe.  
Admiralpalast. Im Langgind.  
Eines Rollendorf-Theater.  
Das Wirtel.

Sternwarte. Invaldenstr. 57-62

### Achtung, Vereine!

Saal noch einige Tage frei!  
**Georg Felsmann**  
**Luisenstadt-Casino**  
Oranienstr. 180.

Erstklassige Briketts

**STICHENS**  
N. 7. 40 f. 1000 Stück.  
Riesensformal 7, Halbsteine  
M. 0.75 f. 1 Zentner, feinst.  
Brennholz billigst.  
**Michel-Brikett-Vertrieb**  
Neukölln.  
Kneesebockstr. 148.  
Telephone: 1610 u. 2133.

### Öffentliche politische Versammlungen.

## Anarchisten! Sozialisten!

Dienstag, den 14. Juli 1914, abends 8 1/2 Uhr:

### Öffentliche Volksversammlung

bei Voeker, Weberstraße 17.

Tagesordnung:

#### 1. „Die Opfer der Kaserne“.

Referent: Genosse B. Cahn.

#### 2. Freie Aussprache.

Satzverlesung. Erhalten erwartet.

#### Der Einberufer:

Union anarchistischer Vereine Berlins und der Umgegend.  
V. V.: Hermann Schmidt.  
Berlin-Reinickendorf, Auguste-Victoria-Allee 21.

## Deutscher Arbeiter-Sängerbund.

Gau Berlin und Umgegend.

Sonntag, den 19. Juli 1914, vormittags pünktlich 11 Uhr,  
im Saale der Brauerei Friedrichshain:

## Übungsstunde

für den Bezirk I (Berlin).

Gedbt werden folgende Lieder:

Am Strom. — Wanderschaft. — Stolz und kühn. — Schwarz,  
Rot, Gold.

Im Nebensalle pünktlich 10 Uhr:

## Ausschuß-Sitzung

für den ganzen Gau.

Tagesordnung: 17/4  
1. Aufnahme von Vereinen. 2. Bericht von der Bundes-  
Generalversammlung. 3. Wahl der Beisitzer zum Haupt-  
vorstand. 4. Bundesangelegenheiten. 5. Verschiedenes.

Die Sängerbillets können schon von heute ab beim Kassierer  
J. Stoffens, Langenbockstr. 5, von 6-8 Uhr abends abgeholt werden.

Der Vorstand.

## H. & P. Uder, Berlin SO. 16,

Tabak-Großhandlung und Tabakfabrik.

Spezialität: Nordhäuser Kautabak von  
**G. A. Hanewacker, Grimm & Triepel.**

Stets frisch zu den äußersten Engrospreisen.

Amt IV. 3014.

## DEUTSCHE BIBLIOTHEK

Klassische Bücher in schönen originalgetreuen Ausgaben

Goethes Faust, erster und zweiter Teil in  
einem Bande, herausgegeben von Professor  
Dr. Carl Schödekopff

Balthazar Gracians Hand-Orakel und  
Kunst der Weltklugheit, nach der Über-  
setzung von Arthur Schopenhauer, herausge-  
geben v. Alex. v. Gleichen-Rußwurm

Eduard Mörike, Erzählungen und Märchen  
(Mozart auf der Reise nach Prag. Das Stuttgarter  
Hutzelmannlein u. a.), herausgegeben von  
Dr. Gustav Manz

Immanuel Kant, Sein Leben in Darstel-  
lungen von Zeitgenossen. Biographien von  
L. C. Borowski, R. D. Jachmann und A. Ch.  
Waltonski, herausgegeben von Dr. Felix Groß

Wilhelm von Humboldt, Briefe an eine  
Freundin, ausgewählt und eingeleitet von  
Alex. v. Gleichen-Rußwurm

Otto Ludwig, Zwischen Himmel und Erde,  
herausgegeben von Dr. Arthur Eioeffer

Matthias Claudius, der Wandbecker Bote.  
Die Persönlichkeit im Spiegel ihrer Werke,  
eine Auswahl herausgegeben von Dr. Felix Groß

Beethovens Briefe, ausgewählt und einge-  
leitet von Dr. Hugo Leichtentritt

Heinrich Heine, Buch der Lieder, heraus-  
gegeben von Hanns Holzschuber

Homer, Ilias, nach der Übersetzung von Joh.  
Heinr. Voß, herausgegeben von Otto Houfer

Homer, Odyssee, nach der Übersetzung von Joh.  
Heinr. Voß, herausgegeben von Otto Houfer

Johann Gottlieb Fichte, Die Anweisung zum  
seligen Leben, herausg. von Heinrich Scholz

Briefe von Goethes Eltern, herausgegeben  
von Prof. Dr. Carl Schödekopff

Karl Immermann, Der Oberhof, heraus-  
gegeben von Hanns Holzschuber

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung. Ausführliche Prospekte kostenlos

Thomas Carlyle, Über Helden und Helden-  
verehrung, herausg. von Dr. Robert v. Erdberg

E. T. A. Hoffmann, Die Elixiere des Teufels,  
herausgegeben von Alex. v. Gleichen-Rußwurm

Chesterfield, Briefe an seinen Sohn, heraus-  
gegeben von Alex. v. Gleichen-Rußwurm

Wilh. Meinhof, Maria Schweidler, die Bern-  
steinhexe, herausg. von Dr. Robert v. Erdberg

Schleiermacher, Über die Religion, Reden  
an die Gebildeten unter ihren Verächtern,  
herausgegeben von Prof. D. Martin Rade

Wilhelm Hauff, Lichtenstein, herausgegeben  
von Alex. v. Gleichen-Rußwurm

Eduard Mörikes Briefe. Ausgewählt und  
eingeleitet von Will Vesper

Christian Reuter, Schelmuffky. Ein lögen-  
hafter Reiseroman, herausgegeben v. Richard  
Zoozmann

Wilhelm Hauff, Märchen, herausgegeben  
von Alexander von Gleichen-Rußwurm

Walther von der Vogelweide, Gedichte.  
Nach der Übertragung von Karl Smrook,  
herausgegeben von Professor Dr. Friedrich  
von der Leyen

Mozarts Briefe. Ausgewählt und eingeleitet  
von Dr. Hugo Leichtentritt

Seneca, Vom glückseligen Leben, heraus-  
gegeben von Alexander von Gleichen-Rußwurm

H.C. Andersen, Das Märchen meines Lebens,  
herausgegeben von Heinz Amelung

Rudolph Töpffer, Die Bibliothek meines  
Oheims. Eine Genfer Novelle. Herausge-  
geben von Dr. Hanns Floerke

Abbé Prévost, Manon Lescaut. Die Geschichte  
einer Liebe, herausg. von Richard Zoozmann

Johann Gottlieb Fichte, Reden an die  
deutsche Nation, herausgegeben von Dr.  
Arthur Liebert

Der durchschnittlich dreihundert Seiten umfassende vor-  
nehm ausgestattete Band kostet in Leinwand gebunden  
**1 Mark, in Ganzleder gebunden 3 Mark**

Zu beziehen durch die  
**Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW, Lindenstraße 69**  
und durch alle Vorwärts-Ausgabestellen



Fordern Sie

## Engel-Marte

wenn Sie Flaschenbier kaufen, dann er-  
halten Sie das gewünschte „Engelhardt“  
„Caramel-Bier“  
alkoholarm, pasteurisiert

## Spezialarzt

Dr. med. Karl Reinhardt.  
Neanderstraße 12 nahe d. Köpenicker Straße.  
Sprechst. 5-7, Sonntags 10-11.  
Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr., Sprechst. 1/11-2  
u. 1/3-3/10 U. abds., Sonnt. 11-1.  
Für Frauen: 11-1 Uhr.  
Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. Vorzögl.  
Dauererfolge, auch bei schwersten, veraltetsten Fällen. Keine  
Berufsstörung. Mäßige Preise. Teilzahlung gestattet.  
Man verlange im eigenen Interesse 45 Seiten starke  
Broschüre gratis und franko per Post  
i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Institut während d. Sprechst.  
gratis erhält. Weitere Ankünfte i. d. Sprechst. kostenlos.  
Vor minderwert. Heilverfahren u. ungeheuer-  
licher Preisforderung angeblicher Spezialärzte.  
**Warnung**  
**Ehrlich - Hata - Kur** (ohne Berufs-  
störung) nach  
neuester, erfolgreichster Methode. (Siehe Broschüre.)  
Mikroskop. und chem. Blut- und Harn-Untersuchung.

i. Geschlechtskrankheiten,  
Harnleiden, Schwäche,  
Ehrlich-Hata-Kuren, Blut-  
und Harn-Untersuchungen.  
Institute:  
Köpenicker Straße.  
Sprechst. 5-7, Sonntags 10-11.  
a. d. Lützowstr., Sprechst. 1/11-2  
u. 1/3-3/10 U. abds., Sonnt. 11-1.



## Raucht Tag-Zigaretten

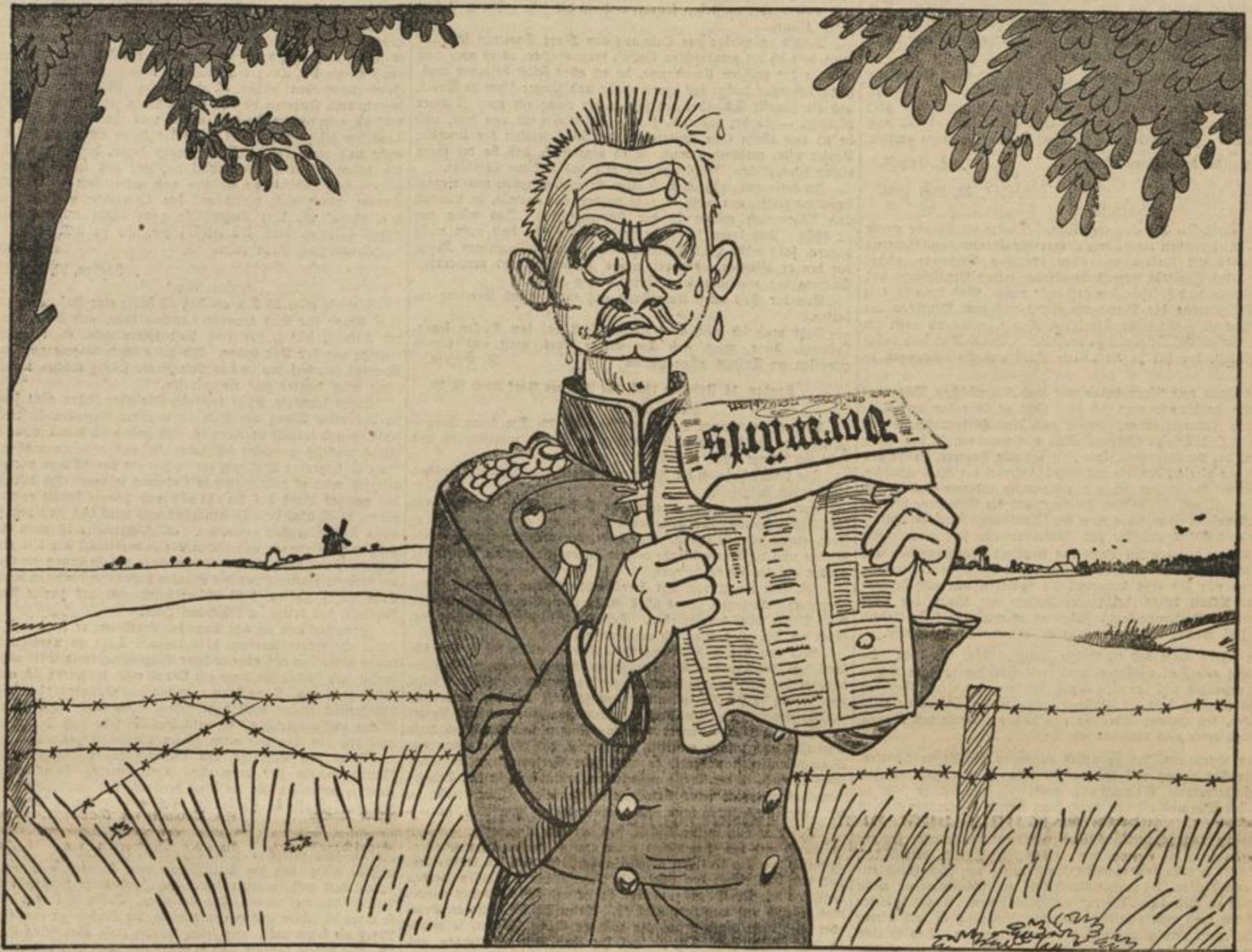
der  
Tabakarbeitergenossenschaft  
Stuttgart.

## Qualitätsware

Einziges Arbeiterunternehmen der  
Zigarettenindustrie Deutschlands.  
Depot für Wiederverkäufer  
**Paul Horsch, Engel-Ufer 15**  
Gewerkschaftshaus.  
Engroslager für Zigarren u. Zigaretten.

# Das gute Kiebeck Bier

# Herrn v. Falkenhayns vermasselte Ferien.



Wat! 1000 Zeugen im Luxemburg-Prozess!!  
Herrgott von Spandau! hätt' ich nur doch bloß nichts angefangen!!!

## Tanzlied für Herrn von Falkenhayn.

Sind Sie schon des Tanzes müde,  
Vester Herr von Falkenhayn?  
Ja der Ton ist etwas rüde,  
Und es hopft sich nicht sehr fein  
Links herum  
Rechts herum  
Vor dem großen Publikum!  
Seht, es fühlt Kollege Meyer  
Unversehens sich nun freier.

Lieber bei verschloss'nen Türen  
Etwas bei dem Kriegsgericht  
Solcherlei Verhandlung führen,  
Da blamiert sich keiner nicht.

Dieser Ort  
Ist aufs Wort  
Aller Falkenhayne Hort.  
Soll ein Länzchen sich rentieren,  
Muß man richtig „engagieren“!

Strammer Steckschritt führt zum Ziele  
Und zu Ehren auch ein Heer,  
Aber leider beim Zivile  
Achtet man ihn weniger,  
Und dem Schick  
Nur bringt Glück  
Das Partett der Politik!  
Doch der Ariege in Ekstase  
Sauft erheblich auf die Nase!

R. G. G.

## Die Sorgen des Milliardärs.

Von E. O. Fangor.

Zweifelsohne: Jad Mc. Carthy gebietet über Leben und Tod aller Schweine westlich des Mississippi. Mc. Carthy versteht es meisterhaft, den Zeitpunkt zu bestimmen, wann der Transport dieser lieblichen Geschöpfe in die kolossalen Schlächtereien Chicago zu erfolgen hat. Wenn die Schweinepreise fallen, dann werden sofort Hunderte von Telegrammen nach allen Windrichtungen abgeschickt und das Resultat ist, daß man nach drei Tagen kein Pfund Schweinefleisch in ganz Chicago mehr aufstreifen kann. Erst wenn demzufolge die Preise enorm in die Höhe schießen, treffen die Transporte Mc. Carthys ein. Wie er das bewerkstelligt? Das ist natürlich sein Geschäftsgeheimnis. Er besitzt ungeheure Zuchtanlagen,

ist über die Liefermöglichkeiten der anderen Schweinehändler auf das Beste informiert und besitzt eine ausgedehnte Eisenbahnlinien, die natürlich um keinen Preis der Welt andere Schweine, als die aus Carthys Zuchtanlagen, transportieren würden — das sind so einige „Trias“ dieses Herrn. Kurz: Mc. Carthy ist alleiniger und unumschränkter Gebieter über alle Schweine westlich des Mississippi und besitzt soviel Geld, ist so unglaublich reich, daß andere Millionäre Chicago, die etwas weniger im Vermögen haben, diesen seinen Reichtum — für demoralisierend halten. Jedoch: Mc. Carthy ist ihrer Ansicht nach unverschämt reich. Und trotzdem ist Mc. Carthy ein armer, bedauernswertiger Teufel. Jeder Tag im Jahre bringt ihm nämlich regelmäßig dieselben sieben Sorgen.

Es ist 8 Uhr früh. Eben hat sich Jad der Prozedur des Kaffeierens, die ein Lasei mit meisterlicher Hand an ihm vorgekommen hat, unterzogen. Nach einer wenige Minuten dauernden Einpackung des Geschüts in heiße Wolltücher ist die Toilette des Millionärs beendet. Als er den Speisesaal betritt und seine Frau und Tochter mit charmanter Ritterlichkeit begrüßt, schaut er äußerst gepflegt und frisch aus. Nur ein gewiegter Beobachter könnte sich die Bedeutung der Falten, die dem Gesichtsausdruck des Milliardärs etwas unendlich Schmerzvolles verleihen, erklären. Man serviert ihm das Frühstück. Es besteht aus einem kleinen Glas Milch, die zur Hälfte mit alkalischem Mineralwasser verdünnt ist, und einem Teller irgendeines Hofermehlpräparates, das angeblich sehr nahrhaft und leicht verdaulich sein soll, dafür aber jämmerlich sad ist. Jad schaut wehmütig zu seiner Frau hin, die für sich und für die Tochter den Kaffee eingießt. Die Frau versteht diesen Blick und sagt mit sanftem Lächeln:

„Du darfst keinen Kaffee trinken, mein Lieber!“ Jad lächelt ebenfalls und trinkt resigniert den abscheulichen Inhalt des Kaffees. Eigentlich hätte er sich schon daran gewöhnen können, denn seit vielen Jahren bereits ist das sein Frühstück. Jad verabscheut und haßt dieses Glas Milch, denn es erinnert ihn an seinen unheilbaren chronischen Magenkatarrh. Dieser Katarrh stammt noch aus den Zeiten, als Jad, wie wohnsinnig dem Dollar nachjagend, seine Mahlzeiten brühheiß herunterstürzte, um ja keinen Augenblick seiner kostbaren Zeit zu veräußern — als er im Sommer bei 30 Grad Reaumur ein Glas eiskaltes Wasser nach dem andern trank, um nicht zu erkranken, um nur weiter in der höllischen Jagd auf den Geldgeschäften nachjagen zu können. Wrrr... Jad leert das Glas Milch mit grenzenlosem Widerwillen. Und wieder einen Tag appetitlos herumgehen zu müssen, wieder diese furchtbare Leere im Magen zu spüren. Ohne sich auch nur einen Moment zu besinnen, würde er einige Millionen hergeben, könnte er wenigstens einmal nach diesen wirklichen Hunger spüren, diesen Hunger, der ihn zu jenen Zeiten heimgesucht, als er noch ein armer Nichts war und ...

kein Geld zur Beschaffung eines Mittagsmahles hatte. — Das ist ohne Zweifel die erste und bedeutendste Sorge Mc. Carthys.

Jad überfliegt mit den Augen die Morgenblätter. Er räuspert sich ärgerlich und zieht die Brauen zusammen. Unruhe und Unzufriedenheit beschleichen ihn. Überall nur diese fettletterigen Ueberschriften: „Kampf gegen die Trusts“, „Nieder mit dem Monopol“, „Krieg dem Kapitalismus“. Die Blätter berichten, der Kongreß erwäge ein Gesetz, das die Trusts einschränken soll. Die Blätter erwähnen eine Rede Roosevelts, in der er die Schädlichkeit der Trusts nachweist. Immer und immer wieder dieser Roosevelts! Immer diese Verfolgung der Trusts, die ja doch der eigentliche Stempelplatz des Reichtums sind. Endlich und schließlich, was geht ihn das alles an? In der Washingtoner Bank, in der Londoner Bank, in der Wiener Kreditanstalt besitzt er soviel Geld, daß davon ungezählte Generationen Mc. Carthys werden leben können — in Cass und Braus. Er ist genügend reich, um auf alle Trusts pfeifen zu können. Ja, da würde es ihm aber an dem fehlen, was ihm das Leben eigentlich noch lebenswert macht. Er würde sich nicht mehr als unumschränkter Gebieter über alle Schweine westlich des Mississippi fühlen, könnte nicht mehr seine Willkürposition gegen seine Feinde verteidigen. Oede und leer würde dann das Leben für ihn sein. Ach, dieses fortwährende den Trusts Nachstellen! Ach dieser Roosevelts!

Das ist die zweite Sorge Mc. Carthys.

Ein Lakai überreicht ihm auf einer silbernen Tasse die Post. Es sind dies private Briefe. Sie gehen Mc. Carthy blutwenig an. Seine Post erwartet ihn in seinem Bureau. Ungeachtet dessen schaut Jad fast ängstlich in der Richtung dieser zahllosen, eleganten, einparfümierten Briefe, die seine Frau und seine Tochter hastig durchblättern. Es ist dies der gewöhnliche gesellschaftliche Ballast: Visitenkarten, Einladungen, Dankbriefe... Was geht ihn das alles an? Aber die Augen seiner Gemahlin funkeln stolz und mit vornehmer Beste weist sie von Zeit zu Zeit auf eine Karte, die einen bekannten Namen des europäischen Hochadels trägt und mit einem Wappen geziert ist. Ach, mühte er nicht täglich dieses äde Geschwätz anhören, diese dummen Visitenkarten anschauen... Aber was tun? Im Salon ist er, Jad Mc. Carthy, der unumschränkte Gebieter aller Schweine westlich des Mississippi, eine Null. Hier regiert seine Frau.

„Ach, süperb!“ ruft plötzlich Frau Mc. Carthy, „so lies doch, mein Teurer: Lady Dufferin (Du kennst sie doch? die Tochter Macdonalds) verspricht mir, in diesem Herbst gelegentlich ihres Besuchs bei uns den jungen Lord of Montereich mitzubringen! Nicht wahr, das ist doch süperb!...“

Jad Mc. Carthy antwortet mit keiner Silbe, sondern verläßt ohne Gruß das Zimmer.

# Aus F. Engels Briefen an Joh. Ph. Becker.

London, 15. März 1883.

Lieber Alter!

Freue Dich, daß Du März noch im vorigen Herbst sahst, Du siehst ihn nie wieder. Gestern nachmittags 2.45, kaum zwei Minuten allein gelassen, fanden wir ihn sanft entschlafen im Sessel. Der gewaltigste Kopf unserer Partei hatte aufgehört zu denken, das stärkste Herz, das ich je gekannt, hatte ausgeschlagen. Es war wahrscheinlich innere Verblutung eingetreten.

Wir zwei sind nun so ziemlich die letzten der alten Garde von vor 1848. Nun gut, wir bleiben auf der Wache. Die Augen pfeifen, die Freunde fallen, aber das sehen wir zwei nicht zum erstenmal. Und wenn einen von uns die Angel trifft — 's ist auch gut so, wenn sie nur ordentlich sitzt, daß man nicht lange zappelt.

Dein alter Kamerad

F. Engels.

London, 22. Mai 1883.

Lieber Alter!

Wie kannst Du Dir nur einbilden, ich wäre im Stande einem jungen Parteigenossen irgend wie literarische Dienste zuzuschicken? Ich habe ja seit Jahren mit allen deutschen Verlegern, außer Meißner, (des Kapitals wegen) in absolut keiner Verbindung und mit Zeitungen und Zeitschriften erst recht nicht. Was kann ich also tun? Selbst wenn der Mann umgekehrt aus dem Deutschen ins Französische oder Englische übersehen könnte, wäre ich nicht im Stande, ihm zu Beschäftigung zu verhelfen. Wende Dich doch lieber an Liebkecht, der hat ja die „Neue Zeit“ und Verbindungen in Menge.

Das Haus von Marx haben wir noch bis nächsten März auf dem Hals, da braucht man sich also nicht zu übereilen mit Ausziehen und Zukunftsplänen. Es ist auch eine Heidenarbeit, diesen Nachschub in Ordnung zu bringen. Was mich wundert, ist, daß Marx sogar aus der vorabendlichen Zeit fast alle Papiere, Briefe und Manuskripte gerettet hat, ein prächtiges Material für die Biographie, die ich natürlich schreiben werde und die unter anderem auch die Geschichte der „Neuen Rheinischen Zeitung“ und der Bewegung 1848/49 am Niederrhein, die Geschichte der Londoner Laus-Flüchtlingsschaft von 1849/50 und die der Internationale sein wird. Zunächst gilt es, den zweiten Band des Kapitals herauszugeben und das ist kein Spaß. Vom 2. Buch existieren 4 bis 5 Bearbeitungen, von denen nur die erste vollendet, die späteren nur angefangen; das wird Arbeit kosten bei einem Manne wie Marx, der jedes Wort auf die Goldwaage legt. Aber es ist mir eine liebe Arbeit, ich bin doch wieder mit meinem alten Kameraden zusammen.

Die letzten Tage hab ich Briefe sortiert, 1842 bis 1882. Da ist mir die alte Zeit wieder einmal recht lebendig vor den Augen vorüber gegangen und der viele Spaß, den wir an unseren Gegnern erlebt haben. Ich habe oft Thränen lachen müssen über diese alten Geschichten, den Humor haben sie uns doch nie vertreiben können. Dazwischen denn auch manches sehr Ernste.

Dies unter uns, laß ja nichts davon in die Presse kommen. Was zur Mitteilung reich ist, veröffentliche ich von Zeit zu Zeit im Sozialdemokrat. Der erste in macht sich sehr gut, er sucht zu lernen, hat viel und offenen Kopf, kann Kritiken vertragen und ist frei von allen kleinbürgerlichen Moralitätspredigten. Aber unsere Jungens in Deutschland sind auch wirkliche Praktiker, seitdem das Sozialistengesetz sie von den „gebildeten“ Herren befreit hat, die vor 1878 den Versuch machten, die Arbeiter von oben herab mit ihrer unwissenden Unverständniskonfusion zu schulmeistern, wozu leider nur zu viele der „Führer“ die Hand boten. Ganz ist dieser faule Kram noch nicht beseitigt, aber die Bewegung ist doch wieder ins entschlossene revolutionäre Fahrwasser gekommen. Das ist eben das famose bei unseren Jungens, daß die Massen weit besser sind, als fast alle Führer; und jetzt, wo das Sozialistengesetz die Massen zwingt, die Bewegung selbst zu machen, und der Einfluß der Führer auf ein Minimum reduziert ist, jetzt ist sie besser als je.

Dein alter

F. Engels.

Das ist die dritte Sorge Mc. Carthys.

Jack bestiegt sein Automobil, das ihn beim Tor erwartet. Der öpferdefräftige Wagen elli mit der Geschwindigkeit eines Wilkes dahin. Jack pfeift auf alle polizeilichen Vorschriften. Er hat einen ausgezeichneten Chauffeur, und da er noch niemanden zu Tode überfahren hat, so schaut die Polizei durch die Finger auf seine tolle Fahrt. Der Polizeipräsident weiß übrigens am besten, daß es nicht geraten ist, mit einem Milliardär zu handeln, wenn man sich nicht allerlei unvorhergesehenen Unannehmlichkeiten aussetzen will. Jack lehnt nachlässig in der Ecke seines Autos und ... beneidet seinen Chauffeur. Er beneidet ihn um die Ruhe, mit welcher dieser den Kraftwagen inmitten des größten Straßenverkehrs lenkt, er beneidet ihn um seine Nerven.

Jack stellt sich täglich die Frage: Würde ich das auch so treffen? Und täglich muß er sich sagen: Das wäre über meine Kraft, meine Nerven sind dazu viel zu schwach! Ach diese Nerven ... Diese Nerven ...

Das ist die vierte Sorge Mc. Carthys.

Die trüben Gedanken sind gelassen. Jack fühlt sich wieder mächtig, energisch, ist wieder der Mc. Carthy, Herr über Tod und Leben aller Schweine usw. Hier in seinem Bureau, das sich in dem Himmelskrieger, der sein Besitz ist, befindet, hier ist seine Welt. Hier laufen die Millionen in seinen Händen zusammen, von hier aus beherrscht er die Märkte der ganzen Welt.

Stunde um Stunde verrinnt. Das Gold wogt wie Blut und Ebbe hin und zurück, die Prokuristen erhalten ihm die Rapporte, Inhaber großer Firmen besuchen ihn zwecks wichtiger Informationen, hervorragende Politiker kommen, schmeicheln ihm, versprechen ihm einen Sitz im Senat ...

Blühhlich scheint ihm das alles so leer, so nichts sagend, so gering ... Für wen arbeitet er? Für wen verdient er Millionen? Für irgendwelchen europäischen Aristokraten, der sein Schwiegersohn werden wird? Für einen Menschen, der ihn nicht versteht und, ja, der sich vielleicht mit Absehen von ihm abwenden wird? O, wenn er nur einen Sohn hätte!

Wenn er wüßte, daß auf diesem Stuhl da der Erbe seines Namens, sein leibhaftiges Fleisch und Blut sitzen wird! O, wenn er nur einen Sohn hätte!

Das ist die fünfte Sorge Mc. Carthys.

Im luxuriös ausgestatteten Ankleideraum hüllt ihm ein Dazai beim Anlegen des Fracks. Carthy feuert leise. Jeden Abend diese gesellschaftlichen Verpflichtungen. Das leibhaftige Robot! Diese endlosen Gespräche, die ihn gar nicht, absolut gar nicht interessieren ... Aber in dieser Beziehung ist Frau Carthy unerbittlich.

Jack zwängt seine Füße in schmale Lackstiefel hinein, bindet die Krawatte mit jener Fingerring, die seine Frau von ihm verlangt, und wiederholt sich nochmals die Ermahnung, daß es in Gesellschaft durchaus nicht angehe, von Geschäften zu sprechen. Jack würde es

London, 30. November 1883.

Lieber Alter!

Es hat mich unendlich gefreut, wieder Zeilen von Deiner Hand zu erhalten. Ich konnte nirgend wo etwas Näheres darüber erfahren, wie es Dir ging und freue mich nun doch zu wissen, daß Du wenigstens einigermaßen wieder auf den Beinen bist.

Ich liege auch seit reichlich einem Monat im Bett, um eine an sich leichte aber sehr störende und langwierige Krankheit auszukurieren und kann daher nur sehr kurz schreiben, da mir jede nicht ganz horizontale Lage verboten ist. Ich werde aber wohl bald auch wieder aufstehen können und an die sehr gehäufte Arbeit gehen können.

Sobald ich wieder zur Ordnung von Marx Papieren schreiben kann, will ich die gewünschten Sachen herausfinden, es ist aber noch alles in der größten Unordnung, da ich alles selbst besorgen muß. Frau Lafargue wohnt seit einem Jahr und länger schon in Paris, und die jüngste Schwester hat sich in der Nähe ein paar Zimmer möbliert — in der Nähe, d. h. eine halbe Stunde von hier, und da ich doch allein über Wichtigkeit oder Unwichtigkeit der Unmasse Papier usw. entscheiden muß, ist es begreiflich, daß sie bei ihren vielen literarischen Beschäftigungen mir das Ordnen überläßt.

Ich hoffe auch, daß ich Dich alten Kameraden noch einmal irgendwo treffe, wer weiß ob nicht wieder, wie damals, in Durlach und Böhrendorf mitten in der Kampagne? Das wäre gar zu schön. Und lange kann der jetzige Schwindel doch nicht mehr dauern, falls nicht Herr Bismarck durch einen allgemeinen Krieg, auf den er offenbar lossteuert, neuen Aufenthalt und momentane Störung der revolutionären Entwicklung schafft.

Von der Post wirst Anweisung auf fünf Pfund Sterling erhalten.

Jetzt muß ich mich aber wieder flach auf den Rücken legen. Lebwohl, Alter, mach, daß Du wieder stark wirst und schreib zuweilen an Deinen alten treuen

F. Engels.

London, 14. Februar 1884, 122 Regent's Park Road N. W.

Lieber Alter!

Von wegen meiner Gesundheit brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen, die Sache war langwierig, aber ganz ungefährlich und zieht sich immer mehr zurück.

Der Laura habe ich die Zeilen von wegen des Neujahrswunsches abgeschrieben mitgeteilt.

Auch habe ich soeben wieder eine Postanweisung für Dich für fünf Pfund herausgenommen, damit Du Alter Dich selbst und Deine Frau etwas pflegen kannst. Ich hoffe, der verhältnismäßig milde Winter und die heranrückende bessere Jahreszeit werden Euch beide wieder auf die Beine bringen.

Ich habe einige von Dir herrührende Sachen gefunden, kann aber noch nicht sagen, ob es alles ist, es ist noch ein ganzer großer Korb Briefe usw. durchzugehen. Sobald ich damit im Reinen bin, schicke ich Dir alles, was sich vorgefunden.

Was nun Deinen Plan angeht, so sind vor allem die in Deutschland jetzt herrschenden Verhältnisse zu berücksichtigen. Ich habe darüber von Zeit zu Zeit direkte Mitteilungen aus Deutschland selbst und danach ist die Polizeivillkür unbefristet und die Regierung entschlossen, jede öffentliche Agitation von seiten unserer Partei ein Ende zu machen, unter was für Namen und Vorwand diese Agitation auch immer austritt. Es genügt, daß die Sache von den Sozialdemokraten ausgeht, so wird jede Versammlung aufgelöst, jeder Versuch, in der Presse aufzutreten, erstickt und in den Belagerungszustandorten jeder Beteiligte ausgewiesen. Die Erfahrung der letzten sechs Jahre kann uns darüber keinen Zweifel lassen.

Da ist es nun meine Ansicht, daß über die Angemessenheit, den Zeitpunkt und den Gegenstand einer neu zu versuchenden Massenagitation wir im Ausland absolut außerstande sind zu entscheiden, und daß dies einzig den Beuten in Deutschland überlassen werden muß, die den Druck durchzumachen haben und die am besten wissen, was möglich und was unmöglich ist. Wenn Du Dich also an Bebel oder Liebkecht wendest und die dort die Sache beraten, so würde ich der Ansicht sein, daß sie auf Ja oder Nein entscheiden und wir uns dem fügen.

Uebrigens steht es mit der Agitation in Deutschland gar nicht so schlecht, wenn auch die Bourgeoispreffe das meiste unterdrückt

\*) Das Gefecht bei Durlach fand am 26. Juni 1849 statt, die Begegnung bei Böhrendorf am 6. Juli.

als größtes Glück betrachten, könnte er mit einigen Geschäfts-kompagnons bei einer guten Importe und einem rätschen Witzly vernünftig reden, zum Beispiel davon, wie es am raschesten wäre, sich auch der Schweine östlich des Mississippi zu bemächtigen. ...

Jack betritt den Salon und macht ungeschickte Verbeugungen nach rechts und links. Die Frau eines Senators tritt an ihn heran und erpöht ihm lang und breit von einer neugegründeten Missionsschule. Ihr Geschwätz scheint sich ins Unendliche ziehen zu wollen, während Jack mit Resignation abwartet, bis die wohlthätige Ratione ihn um eine Gode für die neue Institution angehen wird. Endlich!

Jetzt fällt er einem englischen Grafen in die Hände — einem Sportsman, der ihm fürchterlich weisheitsvoll seine Erlebnisse bei der letzten Fuchsjagd schildert. Jack, der nie im Leben einen Fuchs gesehen hat und auch niemals auf einem Pferde gefessen ist, muß heucheln, daß ihn das furchtbar interessiert (denn seine Frau beobachtet ihn genau von der Seite). Ach, was würde er darum geben, könnte er diese ganzen Gesellschaften zum leibhaftigen Teufel davonjagen!

„Ach, diese Gesellschaft“ — das ist die sechste Sorge Mc. Carthys. Zu später Nachtstunde legt sich Jack ins Bett. Die ganze Nacht hört er die Schläge der gegenüberliegenden Kirchturmuhr. Er zählt die Stunden, Halben-, Viertelstunden ... Im Magen spürt er heftigen Druck und Schmerz ... Er wälzt sich von einer Seite auf die andere. Einmal kröhelt es ihn, dann wieder überläuft ihn fiebrige Hitze. Wird das nie ein Ende nehmen? Fort mit diesen monotonen Uhrenschlägen ... wie ein Hammer saufen sie auf seinen zermarterten Kopf hinab.

Fürchterlich sind diese Nächte! Ach, könnte er nur einschlafen, auf eine Stunde wenigstens einschlafen ...

Das ist die siebente Sorge Mc. Carthys. Abgesehen davon ist Jack Mc. Carthy zweifellos der unumschränkte Gebieter über alle Schweine westlich des Mississippi, ist einer der reichsten, einflussreichsten Männer der Vereinigten Staaten, ist — ein Milliardär.

## Söh vor Gericht.

Fürchterliche Entrüstung über einen „Bisepel der Gemeinheit“, über eine „noch nicht dagewesene Verleumdung“ herrscht im deutschen Väterwald. Vor dem Göttinger Schöffengericht hat ein Arbeitsschauer sich ungehörlich aufgelehrt. Nach dem Antrage des Staatsanwalts auf sechs Wochen Haft und Uebertweisung an die Landespolizeibehörde wurde der Angeklagte gefragt, ob er zu diesem Antrage noch etwas zu sagen habe. Er aber knöpfte seine Gode auf, zog sie herunter und wies dem hohen Gerichtshof das Gefäß mit den denkwürdigen Worten: „Das habe ich zu sagen!“

Wie gesagt, fürchterliche Empörung bei der anständigen Presse

und nur von Zeit zu Zeit ein unwillkürliches Angstgeschöhn losläßt, daß die Partei Boden reichend gewinnt, statt ihn zu verlieren. Die Polizei hat unseren Leuten ein ganz famoseres Feld eröffnet: den allgegenwärtigen und ununterbrochenen Kampf mit der Polizei selbst. Der wird überall und immer geführt, mit großem Erfolg und was das Beste ist, mit großem Humor. Die Polizei wird besiegt — und ausgelacht obenrein. Und diesen Kampf halte ich unter den Umständen für den nützlichsten. Er erhält bei unseren Jungen vor allen Dingen frisch die Verachtung gegen den Feind. Schlechtere Truppen kann man gar nicht gegen uns ins Feld schicken, als die der deutschen Polizei; selbst wo sie übermächtig ist, erleidet sie eine moralische Niederlage und die Siegesgewißheit unserer Jungen wächst von Tag zu Tag. Dieser Kampf bringt es fertig, daß sobald der Druck endlich nachläßt (und das geschieht am Tag wo der Tanz mit Ruhland losgeht) wir nicht mehr nach Tausenden zählen, sondern nach Millionen. Unter den sogenannten Führern ist viel faules Zeug, aber in unsere Massen hab' ich unbedingtes Vertrauen und was ihnen an revolutionärer Tradition fehlt, das bringt ihnen der kleine Krieg mit der Polizei und mehr bei. Und Du magst sagen, was Du willst, noch nie haben wir ein Proletariat gesehen, das in so kurzer Zeit gelernt hat, kollektiv zu agieren und gemeinsam zu marschieren. Darum, wenn auch nichts auf der Oberfläche erscheint, können wir, glaub' ich, dem Augenblicke ganz ruhig entgegensehen wo Appell erlassen wird, Du wirst sehen, wie sie antreten!

Brudergruß Dein alter

F. Engels.

London, 20. Juni 1884.

Lieber Alter!

Hiermit zeige ich Dir an, daß ich heute eine Postanweisung für fünf Pfund für Dich herausgenommen habe, und hoffe, Du wirst bei Ankunft dieses, das eine Post später geht, schon Empfangsanzeige von der Post haben. Ich hatte schon längere Zeit auf den Moment gelauert, wo ich das Betreffende flüssig machen konnte und freue mich, daß es jetzt eingetroffen.

Einen längeren Brief kann ich Dir aber leider nicht schreiben, da das viele Sitzen am Pult in meinem speziellen Zustand mir schädlich und deshalb verboten ist. Ich habe mich damit leider wieder etwas mangelig gemacht; ich habe sehr viel arbeiten müssen, aber Ruhe in liegender Stellung, die ich seit ein paar Tagen wieder fort betriebe, wird es bald wieder in Ordnung bringen. Ich diktiere jetzt den zweiten Band des Kapitals und komme soweit rasch damit voran, es ist aber eine Heidenarbeit und wird viel Zeit und stellenweise Kopfschmerzen erfordern. Glücklicherweise ist mein Kopf in ganz guter Ordnung und vollständig arbeitsfähig, wie Dir ein wohl bald im Druck erscheinendes Büchel über den Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates hoffentlich beweisen wird. Bis Ende dieses Jahres, denk ich, erscheint auch das zweite Buch des Kapitals, das dritte im folgenden Jahr.

Pfingsten war ich acht Tage bei Vorkheim; er liegt noch da mit seiner Halbseitenlähmung, steht dreimal Tags zu Mittag und etwas Schreiben auf, schreibt seine Biographie, ist so lustig und wohlgenut, wie es bei der Lage ein Wunder ist, langweilt sich aber doch stellenweise arg. Dazu kann er nichts sehr Anstrengendes lesen, hat das freilich früher auch nicht getan. Ich schicke ihm ab und zu Bücher und dergleichen. Er erkundigt sich sehr nach Dir, wir haben auch viel von Dir und alten Zeiten überhaupt gesprochen.

Unter den Papieren von Marx habe ich einige militärische Marxjournale und dergleichen über deutsche Kolonnen in der Schweiz gefunden, die wohl zu den von Dir erwähnten Papieren gehören. Vielleicht findet sich noch mehr. Es ist alles hier in Sicherheit, aber noch in vollständiger Unordnung. Vorderrhand muß ich die sämtlichen Briefschaften usw. in eine große Kiste verpacken, bis ich Zeit bekomme zum Sortieren und Ordnen. Es ist jetzt absolut nötig, daß die Schlußbände vom Kapital in einem druckbaren Text und in einer leserlichen Handschrift hergestellt werden. Welches kann nur ich von allen Lebenden. Sollte ich vorher abfragen, so wäre es jedem anderen unmöglich, die Sachen zu entziffern, die Marx oft selbst nicht mehr lesen konnte, wohl aber seine Frau und ich. Die Briefe dagegen sind so geschrieben, daß auch andere sie lesen können.

In drei bis vier Monaten werden wir Wahlen in Deutschland haben. Ich habe die besten Hoffnungen. Unter den Führern ist mancher Schlappes, aber auf die Massen baue ich felsenfest.

Dein alter

F. Engels.

und Prophezeiung, daß der „freie Himmel“, der statt der beantragten sechs Wochen gleich zwölf kriegte, „mindestens ein Jahr Gefängnis“ bekommen werde, da Amtsrichter und Schöffen sofort Strafantrag gestellt haben.

Ein schwieriger Fall. Das ganze gebildete Deutschland findet jene viel kräftigere Einladung Göhens von Verdingen bei Goethe einfach prachtvoll, und wer sich über den Göh entrüsten wollte, würde ausgelacht werden. Freilich war Göh kein proletarischer Landstreicher, sondern ein jungerlicher Begehrer.

Nach mehr. Der Arbeitsschauer hat sich in dem Richter bitter getäuelt. Er hielt ihn für einen besklagenen Juristen, der die Entscheidungen des Reichsgerichts am Schnürchen hat. Das Reichsgericht aber hat dieser Tage entschieden, daß die Aufforderung „Rutschen Sie mir den Buckel runter!“ keine Beleidigung sei. Und was hat die pantomimische Handlung des Arbeitsschauen anderes zu bedeuten als jene Aufforderung?

Weit über diese Tat des Landstreichers hinaus ging ein Gerichts- assessor, der vor einer Kölner Strafkammer als Kläger erschien und dem Präsidenten an die Gurgel sprang, weil er sich durch dessen Bemerkungen gereizt fühlte. Das Gerichtspersonal kehrte den Präsidenten, indem es mit Wächern nach dem Angreifer warf. Jedenfalls sollte es allen Juristen zu denken geben, daß selbst einer von ihrer Junst vor den Schranken aus dem Häuschen geriet.

## Schnaps.

Es ist Sonntag; ein prächtiger Wintermorgen. Die Strahlen der Januarsonne bringen nur matt durch den Dunst der oberen Regionen. So weit das Auge reicht, sieht es Schnee, Büsche, Sträucher, hochgeschlossene Gräser sind mit Reif umflort. Wie mit matifunkelnden Kristallen übersät, erscheint uns die Natur. Alles zeugt von einer gewaltigen, gigantischen Schaffenskunst in dieser endlosen weissen Werkstatt. Kein Hämmern, kein Dröhnen bringt an unser Ohr. Als wenn ein Hauch der Erde genügte, diese wundervollen, gestielten, in millionenfachen Formen glühenden Blüten zu silberweißem Samt erstarren zu lassen. So gar die Telephonröhre reißt sich von Pfosten zu Pfosten in leicht hängenden weissen Linien fort.

Fast laulose Stille, nur das ferne Sämen der erwachenden Großstadt klingt gedämpft herüber.

In einiger Entfernung reden sich die Reihberge wie riesenhafte Schneehäuser aus der sonst gleichmäßigen Ebene empor.

Ich beschaun meine Schritte und gebe hinaus. Eine Schor dem Schrote noch glücklich reronnener Reihbühner erhebt sich ängstlich flatternd, um bald im sinken, schickenden Fluge meinem Auge entzweunden zu sein.

Die dunklen Stämme der nahen Bergigen Heide stehen wie Säulen unter ihren Kronen, die sich gleich einem ungerzählbaren

## Das Recht auf Vergnügen.

Es soll wieder einmal reglementiert werden. Die polizeiliche Bureaucratie ist ihrem Wesen nach am allerwenigsten geeignet, die Binsenweisheit einzusehen, daß man menschliche Sitten oder auch „Ansitzen“ nicht durch eine Unterdrückung oder Drangsalierung ihrer Symptome ändern kann.

Durch eine neue „Verordnung“ soll die Polizeistunde für Groß-Berlin auf 11 Uhr festgesetzt werden. Die Gewährung längerer Polizeistunden über 11 Uhr abends soll nur in den alleräußersten Fällen und nur bei Nachweis eines dringenden Bedürfnisses bewilligt werden. Ueber 12 Uhr nachts hinaus soll überhaupt die Polizeistunde nicht mehr erteilt werden. Wo in Groß-Berlin eine solche Polizeistunde für Cafés und andere Lokale noch erteilt ist, soll diese bei jeder sich bietenden Gelegenheit, insbesondere bei dem Wechsel des Besitzers solcher Lokale, zurückgenommen werden.

Welche Töne! Wie bestirnen sie mein Ohr!

Erstens: Selbstverständlich kann diese Bestimmung in ihrer ganzen Schärfe gar nicht durchgeführt werden, denn das „Nachtleben“ ist gerade für Berlin so typisch geworden, mit der Lebensart seiner Bewohner und noch mehr seiner Besucher so fest verbunden, daß der Bäckstauden- und Alendekelverkehr an der Stärke der allgemeinen Wohnbevölkerung scheitert.

Zweitens: Soweit diese Zwangsverfüllung gelingen sollte, schädigt sie wieder die sozial Schwächeren und nur diese. Denn natürlich wird man eine Anzahl der teuren Gent- und Halb-damenlokale ruhig weiter bis zum Morgen klumpen, befeuern und die „Liebe“ vermitteln lassen, den „bürgerlichen“ und proletarischen Restaurants aber das ganz unentbehrliche Geschäft zwischen 10 und 1/2 Uhr abends — nach den Kienbüchern, der Abendarbeit, den Ausflügen und den Vereinsjüngern — nehmen. Und auf welche der schon überfüllten Verufe werden die Kellner, die Kapital-unkräftigen Witze, das weibliche Personal, die Japsen losgelassen.

Drittens: Was glaubt man „fittlich“ zu erreichen? Reizen der heimliche Budenluft, die Spielerslust und der private Geschlechtsmarkt in geschlossenen Räumen, wie das in Amerika und in England löstlich blüht, die deutsche Zucht zur Raucherlei?

Viertens aber: Wir bestreiten dem Staat (ich lecht wog das Recht, dem Bürger vorzuschreiben, wie, wo und wie lange er sich amüsieren darf! Die Polizei hat das öffentliche Leben der Menschen untereinander zu glätten, sie hat den Verkehr zu erleichtern und sie hat zu Schwachen offensichtlich Unrechtes geschieht, zu schützen, sie hat Vergehen gegen die Gesetze zu verhindern — aber sie hat sich den Teufel um unsere privaten Freuden und Leiden zu kümmern!

Es wird sich weisen, ob die Berliner, die sich ja angeblich „nichts gefallen lassen“, sich auf eine so unerhörte Weise in ihre privaten Reigungen werden hineinreden lassen!

## Nur die Lumpen sind bescheiden.

Die Titelfucht ist doch eine eigentümliche Krankheit: In demselben Grade, wie sie die hohle Annahme, die dunkelhafte Selbstüberhebung steigert, beraubt sie die von ihr Befallenen der Selbstheit, ihren tatsächlichen Arbeitswert einigermaßen richtig einzuschätzen.

Während die gewerkschaftlich organisierten Techniker vernünftigerweise beschränkt sind, ihrer Arbeit durch die Kampfmittel der solidarischen Selbsthilfe eine bessere Bewertung zu sichern, richtet der Verband deutscher Diplom-Ingenieure sein ganzes Sinnes darauf, einer kleinen Gruppe von akademisch gebildeten Technikern durch Privilegierung des Diplom-Ingenieur-Titels eine höhere Auszeichnung (und auf diesem Umweg natürlich auch die mit allen Titeln, Orden usw. verbundenen Ständeprivilegien) zu verschaffen. Zur Behebung der hierfür erforderlichen Agitation läßt es sich nun nicht umgehen, ab und an die Notwendigkeit und Berechtigung des Titelschutzes durch sogenannte „Gründe“ zu belegen. Dieser Aufgabe hat sich neuerdings in der Zeitschrift des genannten Verbandes ein Dipl.-Ing. Dr. R a h e r unterzogen, und da ist es wirklich erfrischend, zu sehen, mit welchem hohen Maße von Anspruchslosigkeit diese Herren ausgestattet sind.

Herr Dr. Raher sagt, es handle sich keineswegs darum, nur die eigene Person zu dekorieren, Herrn A oder B mit einem Titel zu schmücken, sondern „die Tätigkeit, die es Deutschland ermöglicht hat, statt wie vor fünfzig Jahren vierzig Millionen Menschen heute fünf-

undsechzig Millionen zu ernähren, soll gewürdigt werden, die Ideen, die uns fast ein neues Zeitalter geboren haben, verlangen nach Anerkennung“.

Welche rührende Bescheidenheit! Weil das ganze deutsche Volk mit Ausnahme einer schmarozenden Minderheit es vermocht hat, seiner wachsenden Zahl innerhalb derselben Landesgrenzen eine erträgliche Existenz zu ermöglichen, haben ein paar tausend Ingenieure, denen der väterliche Wohlstand den Besuch einer Hochschule gestattet hat, Anspruch auf besondere Titel und Auszeichnungen! Mit solcher Bogel lassen sich zweifellos noch unsinnigere Forderungen begründen, und das scheint dem Verfasser dieser vorliegenden Beweisführung auch durchaus nicht fremd geblieben zu sein. Denn „gegenüber allzu ängstlichen Bewürtern“, denen seine Begründung nicht einleuchten will, beruft er sich für alle Fälle auf den Ausspruch Goethes: Nur die Lumpen sind bescheiden!

Aber mit der Beachtung dieses Wortes hat es gerade bei diesen Herren eine merkwürdige Bewandnis. Sie vergessen es nämlich immer dann, wenn es sich wirklich um die Anerkennung ihrer Arbeit, um die richtige Wertung ihrer Persönlichkeit handelt, bei den Gehaltsforderungen nämlich. Das Organ der technisch-industriellen Beamten berichtete erst kürzlich wieder über einen derartigen Fall, in dem einem Ingenieur die von ihm erbetene Zulage mit dem Hinweis auf die billigeren Angebote seiner akademischen Kollegen abgelehnt wurde: „Sehen Sie bitte“, sagte sein Direktor, „daß wir sogar einen Diplom-Ingenieur haben können, der ein halbes Jahr umsonst bei uns arbeiten will und dann eine Vergütung von 45 M. monatlich beansprucht.“

Diese lumpenhafte Bescheidenheit gewisser Diplom-Ingenieure ist im Laufe der Jahre so sprichwörtlich geworden, daß der Ober-Ingenieur einer bekannten Firma am Köpenicker Platz in Berlin, der als „Regierungsbaumeister“ zu einer anderen, mit den Diplom-Ingenieuren konkurrierenden Titelgruppe gehört, sich wie viele andere einen Spott daraus machte, seinen mit dem Dipl.-Ing.-Titel geschmückten Kollegen von Zeit zu Zeit ihre „Billigkeit“ vorzuhalten. Bis ihn jüngst sein Schicksal ereilte! Bis nämlich seine Direktion das Personal seiner Abteilung um einen 33jährigen königlich sächsischen Regierungsbaumeister vermehrte, der nun für Tagelöhner von 6 Mark am feiertäglichen Striche ziehen und — o Schande! — sogar Invalidenmarken kassieren muß!

Welche Gemeinheit aber auch! Daß dieser Kapitalismus es sich nicht abgewöhnen kann, selbst den abgestempelten „Geistesadel“ seinen Profitinteressen unterzuordnen! Aber das wird die titelstolzen Herren natürlich nicht abhalten, sich weiter um Rang und Ehre zu streiten — für sechs Mark täglich oder fünfundsiebzig Mark im Monat.

## Vom Jahrmarkt des Lebens.

### Kaserne und Blumenschmuck.

In bürgerlichen Zeitungen finden wir die Nachricht, daß beim Train in Tempelhof schöne weiß gestrichene Blumenkästen mit blauen Betunten und anderen Pflanzgewächsen jedes Kasernenfenster schmücken. Ganz wohl ist den Herrschaften bei dieser poetischen Meldung offenbar selber nicht. Sie reden verschämt von den kahlen Wänden der Kasernen, vom strengen Geist des Soldatenlebens usw. Sie vermögen einen leichten Anfall von Nahrung über das Tempelhofer Idyll aber doch nicht zu unterdrücken. An und für sich wären frohe Farben und blumengeschmückte Kasernen ja ganz und gar nichts Unvernünftiges. In einem Land der allgemeinen Wehrpflicht wohnt in den Kasernen die ganze Jugend des Landes, und was stünde der Jugend wohl besser an als Fröhlichkeit und Farbe? Warum sollte nicht ein freundlicher Geist herrschen, wo die männliche Jugend zur Verteidigung des Landes geschickt gemacht wird? Wer fröhlichen Herzens für sein Land in den Krieg zieht, wird sich besser schlagen, als wer mit einer Fuchtel vorwärts getrieben wird, die im Ernstfall schließlich doch versagt. Der strenge Geist des Soldatenlebens, von dem die bürgerlichen Zeitungen verschämt reden, beruht auf dem Umstand, daß die Idee des allgemeinen Volkheers reaktionär vergiftet worden ist. Was eine Verteidigungswaffe nach außen sein sollte, ist zu einer Waffe gegen das eigene Volk geworden. Damit die Soldaten auf Väter und Brüder schießen lernen, muß eine furchtbare Disziplin sie zu willenlosen Sklaven machen und dabei spielt der strenge Geist,

den wir in jenem Prozeß gegen Rosa Luxemburg kennen lernten, dann allerdings eine entscheidende Rolle. Vielleicht ist nichts bezeichnender für das gegenwärtige Soldatenleben, als daß die bürgerliche Presse blumengeschmückte Fenster und Kasernen instinktiv selber als einen Widerspruch empfindet.

In einem freien Volk könnte von blumengeschmückten Kasernen die Rede sein, sofern für ein solches Volk Kasernen überhaupt noch notwendig wären. In Preußen-Deutschland aber ist der Blumenschmuck allerdings eine frohe Lage. Blumen in den Fenstern und im Innern unter Umständen der Befehl des jüdischen Unteroffiziers, aus einem Spucknapf saufen zu müssen! Der Widerspruch ist so groß, daß ihn selbst der Stumpfsinn empfinden muß. Doch ihr den Kasernen schon lieber das trostlos barbarische Aussehen, unter dem sie nun einmal überall bekannt sind. Eine häßliche Sache hat damit einen durchaus entsprechenden höflichen Ausdruck gefunden.

## Frömmigkeit und Mode.

Darf sich die fromme Weiblichkeit nach der neuesten Mode kleiden? Das Problem wird immer ernster. Die Kirche hat sich in den letzten Jahren wiederholt über die leichtfertigen Tendenzen der heutigen Mode entäußert und Warnungen erlassen. In der Barnabitenkirche in Brüssel, die ausschließlich die elegante Frömmigkeit zur Klientel hat, erschien kürzlich ein Anschlag auf der Kirchentür, der die Damen und jungen Mädchen dringend ersucht, „aus Achtung vor dem Gotteshaus in geschlossenen, hohen Kleidern“ zu erscheinen. Keinesfalls könne gestattet werden, daß „Damen im Decolleté“ sich dem Altar nähern. Es scheint danach, daß die Sonntagsmesse in der Barnabitenkirche bisher eher an einen Ballabend am preussischen Hofe gemahnte als an ein Gotteshaus. Immerhin: die elegante Frömmigkeit ist in einem bösen Dilemma: Frömmigkeit oder Mode? Dem geborenen dem Schneider oder dem Reichthümer? Das ist hier die Frage. Den Barnabiten aber kann man so unrecht nicht geben. Schon Angelus Silesius schrieb:

Die Tugend nackt und bloß

Kann nicht vor Gott bestehen...

Und die heutige Mode...

## Der Geist Heydebrands.

In einem der Wahlkreis-Verb. und Wagnisblätter des Abgeordneten von Heydebrand, im „Tredniker Anzeiger“, befindet sich folgendes Injunkt:

In meinem Hause ist eine herrl.

### 1. Etage

mit Keller, Hof, Boden, Stall usw. zu vermieten. Sozialdemokraten ausgeschlossen. G. Wicczorak, Schuhmachermeister, Ring 14, VI.

Der Meister vom Dreibein und Anieriem hat ohne Zweifel Anwartschaft auf den Postlieferantenstell des ungekrönten Königs von Preußen, denn von dessen Geist ist er genügend infiziert.

## Gefährliche Duellknallerei.

Die französische Zeitung „Le Temps“ meldet aus Parma: Ein Pistolenduell, das zwischen zwei Mitgliedern der Aristokratie von Parma ausgefochten wurde, hat in ganz unerwarteter Weise getöndelt. Die Kugel des einen Duellanten traf einen Arbeiter in den Kopf, der in einem an den Ort des Duells angrenzenden Wirtschaftsgarten sein Frühstück verzehrte. Der Zustand des Verwundeten ist sehr ernst.

Das hat noch gerade gefehlt, daß der Duellseger vernünftige Leute zum Opfer fallen! Wenn zwei Duellanten sich gegenseitig abschlehen, so folgen sie damit nur dem natürlichen Gesetz, wonach die Unvernunft und die Unnatur sich schließlich selbst ausrotten. Trotzdem wird man das Duell aus sittlichen Gründen bekämpfen müssen, weil Ständevorurteile einzelne Personen wider ihren Willen und wider ihr Gewissen in ein Duell verwickeln können. In solchen Fällen ist zwar der Betreffende ein sittlich minderwertiger Mensch, ein Feigling; aber er bleibt immerhin ein Bedauerndwertiger. Nach diesem Vorfall in Parma aber muß das

Volksgelübde mit dem matten Dunst verbinden und sich in ihm verlieren. Welche erhabene Fälle — und doch wie tot und geisterhaft lagert dieser schimmernde Schleier über der blendenden Fläche. Selbst die rote Kapelle des kleinen Friedhofes ragt wie ein Fremdling aus dem weißen Sinnenfelde hervor.

Inmitten dieser einsamen Hüberpracht erscheint plötzlich hinter einem Abhang ein Weib. Mäde und trägt, aber doch aufgerichtet, schleicht es dem so friedlich liegenden Kirchhofe zu. Vor der Pforte bleibt es stehen. Sie ist wohl verschlossen. Weiter schleppt sich das Weib die Friedhofsmauer entlang. Am Ende des Totenackers hemmt es seine Schritte; seine Blicke schauen suchend umher.

Vielleicht eine Lebensmüde?

Ich laufe ihr entgegen. Ob ich noch retten kann — sie vor einem unseligen Schritt bewahren?

Schon bin ich auf Aufschwelle ihr näher gekommen; da treten hinter der Mauer zwei Männer hervor, auf sie zu.

„Wie die Puste her!“

„Und auch das Geld!“ rief der andere.

„Hier!“ Aus ihren Kleidern zog sie eine Flasche hervor. „Geld habe ich nicht, ich war drei Tage im Asyl.“

„Koch nicht mal Geld am Sonnabend?“ Der eine sagte das Weib an der Kehle: „Geld wollen wir... wo ist das Geld...! Oder wir schlagen dich in deine Latrine, daß du Blut togt...“

„Geda!“ Ich war bald bei den Unholden.

„Lassen Sie von dem Weibe ab, oder Sie wälzen sich dort im Schnee des Grabens!“

Quertig liegen sie von ihrem Opfer. Mit gleichgültigen, stieren Mienen gingen sie an mir vorbei der Großstadt zu.

Zwei Burschen im besten Mannesalter. Aus ihren blöden Augen blickte der jahrelang genossene Kufel. Ihre schwalligen Lippen und ihre regenbogenfarbigen, aufgedunsenen Gesichter zeigten von den Wirkungen des Bisties. Ihr Gang war träge, schlötterhaft!

Und die Frau! Eine hohe schlanke Blondine. Das Ebenmaß der Glieder hatte der Alkohol noch nicht zerstören können. Nur ihre Physiognomie zeigte den unerkennbaren blöden Zug des Trunkers. Auch hier die unglückliche Geschichte eines verlassenen Weibes.

Durch Rot und Entbehrung auf die Straße getrieben. Einabgesunken in den Wühl, in die Arme des dampfenden Schnaps. Festgeklemmt in seinen Fängen, um sich nie wieder befreien zu können. Trost und Wärme suchend in den Kaschemmen bei Winterkälte; durch den Unhold immer tiefer sinkend in die Schuld der Wirtin.

„Geh' auf die Straße, verdiene was; ich gebe keinen Schnaps mehr!“ Bezahle erst den gestrigen.“

„Ach, nur noch einen heute; es ist so kalt. Nachher werde ich zahlen.“

„Hier! das ist der letzte. Komme mir aber nicht eher wieder, als Du zahlen kannst.“

Ob sie zahlen konnte? O nein, der Unhold nahm ihr das Sündengeld ab und trieb sie hinaus auf die Wiese hinter dem Gottesacker.

„Da!“ sagte sie und zeigte auf eine verfallene Erbhütte, „da kannst Du mitkommen. Nur fünfzig Pfennig schenkt Du mir.“

Ich lebe in die Augen dieser Verkommenheit, aus denen gierig das Geschick und die gezwungene Hingabe des Weibes blickt, das noch nicht vergessen hat, immer wieder den Kampf ums Dasein zu wagen.

Die Sonne war hinter dem Dunst verschwunden. Immer dichter zog sich der Schnee dort oben zusammen. Oede und verlassen wie dieses Weib lag die Landschaft da. Vom nahen Dorf klang das eintönige Läuten zum Gottesdienst und verband sich mit den harmonischen Blodentönen der ferneren Großstadt zu mächtigen Akkorden.

Das Weib stand in Erwartung einer Antwort hoch aufgerichtet vor mir. Der blaue Emailkessel, den es auf dem Rücken trug, war auf die Erde gerollt. Ich warf ein Geldstück hinein und ging weiter. In meine Ohren gelte es — und nichts konnte diese gewaltige Stimme überdauern, auch nicht die mahnenden, lodenden, im Winde verhallenden Blodentöne: — „Schnaps, Schnaps, Schnaps!“

P. B.

## Ein strategischer Fehlgreif.

Oberleutnant Erich Better, kommandiert zum Kriegsministerium, an Oberleutnant Kurt Richter, kommandiert zum Großen Generalstab der Armee.

Berlin-Wilmersdorf, 10. Juli 1914.

Carissimo!

Du wirst höllisch erstaunt sein, daß ich solange Deiner Strategiehölle ferngeblieben bin. Wie ich Dich kenne, hat Dir der Gedanke an unsere famose Denkschrift keine Ruhe gelassen, und Du wirst nicht schlecht auf mich geschickt haben, weil unsere geniale Arbeit noch nicht viel über den Titel hinaus gediehen ist. Sicherlich hast Du schon in der Generalkriegsakademie die einschlägige Literatur durchstöbert und das kriegsgeschichtliche Material für unsere Denkschrift zusammengeschleppt. Alles sehr nützlich und lobesam. Einen entsprechenden kriegshistorischen Aufpruch muß unser opus haben, das wird oben sehr gern gesehen und zeugt von tiefgründigem Studium. Also hole nur heran, was Du vom Basillensturm und den späteren Pariser Straßenkämpfen, vom Juliummel 1890, vom Kampf gegen die rebellische Kanaille in Paris, Wien und Berlin Anno 1848, vom Dezemberstreik 1851 des dritten Napoleon, von der Niederwerfung der Kommune 1871

\*) Siehe „Vorwärts“ Nr. 174 (Montagsblatt), „Strategie gegen den inneren Feind“.

Duell auch aus Gründen der öffentlichen Sicherheit mit aller Energie bekämpft werden. Schon die Gefahr der Möglichkeit, daß ein anderer Mensch, als die beiden Duellanten von einer Kugel getroffen werden kann, macht es notwendig, mit dem Duellwahnsinn raschenstens ein Ende zu machen. Das Leben eines einzigen Arbeiters wiegt mehr, als das von hundert Duellanten. Ein einziger Hammerschlag von ihm ist ein ehrenhaftes Wort; wogegen ein Schuß oder Säbelstich im Duell unehrenhaft, verbrecherisch und blödsinnig zugleich ist.

## Spiel und Sport.

### Vom Schwimmen.

Die illustrierte Zeitschrift für körperliche Erziehung „Jugend und Spiel“ enthält in der Nummer vom Juni 1914 folgende lehrerwerte Darstellung über das Schwimmen von Ernst Zimmer:

Der Methode des Schwimmunterrichts im Wasser hat sich das in den letzten Jahren verbreitete System des Trockenschwimmens als vorbereitende Übung für den Schwimmunterricht überhaupt angegliedert. Diese Methode bietet allerdings wesentliche Vorteile nur dann, wenn der Uebende, freischwebend an einem Gerüst hängend, die vorbereitenden als auch die eigentlichen Schwimmbewegungen in der Luft ausführend, sich beim Ueben derselben gut kontrolliert und korrigiert weiß. Dauernd gewissenhaftes Ueben wird dann dem Lernenden beim Uebergang zum Unterricht im Wasser ein bedeutend leichteres Ueberwinden der Anfangsschwimmversuche ermöglichen, als dies sonst der Fall ist. In Turnvereinen, wo der Schwimmunterricht zum Ressort des Arbeitsprogramms gehört, pflegen die Turnwirte die Tempis der Schwimmbewegungen in Form von Freiübungen vornehmen zu lassen. Die allgemeine Schwimmlehre steht vornehmlich bei uns in Deutschland die Erlernung des Brustschwimmens vor, eine Stilart, bei welcher das präzise Zusammenarbeiten aller beim Schwimmen in Anspruch genommenen Gliedmaßen von größter Wichtigkeit ist.

Die Ausgangs- und Endposition ist bei dem Bruststil die gestreckte horizontale Lage des Körpers mit gestreckten und geschlossenen Armen und Beinen. Im Anfangsstadium des Wasserunterrichts befindet sich der Schüler an der Leine. Die Lage des Schwimmers auf dem Wasser sei so, daß die gespannte Leine in ihrer vertikalen Verlängerung das Rückgrat des Körpers treffe. Die Fußspitzen stehen auswärts und sind gegen die Längsachse des Körpers angezogen. Das Kinn liegt auf dem Spiegel des Wassers; neigt sich der Körper auf diese oder jene Seite, so ist der Schwimmgürtel hieran schuld, der in diesem Falle vom Schüler entsprechend zurechtgezogen werden muß, bis eine einwandfreie wagerechte Lage hergestellt ist.

Es folgen nun die Armbewegungen bei richtiger und vollkommen gestreckter Lage des Körpers in drei Tempis, und zwar:

Auf das nicht zu langsam und auch nicht zu kurz auszusprechende „Eins!“ werden die Handflächen mit den kleinen Fingern nach auswärts so gewendet, daß sie etwas höher als die Daumen zu stehen kommen; gleichzeitig beginnen die vollständig gestreckten Arme dicht unter der Oberfläche des Wassers rechts und links seitwärts bis in die Verlängerung der Schultern zu streichen. Besonders beachtenswert ist hierbei die Geschlossenheit der Hand. Auf das nun in gleicher Folge wie „Eins!“ ausgesprochene „Zwei!“ werden die gestreckten Arme etwas von der vertikalen Linie, die man sich von der Schulterlinie zum Grunde des Wassers gezogen denkt, nach abwärts gedrückt, bis die inneren Handflächen sich berühren. Es muß vermieden werden, die Arme während der seitstreichenden Bewegung nach abwärts zu senken, da demzufolge Kopf und Oberkörper des Uebenden im Wasser versinken. Nach der Vereinigung der Hände werden die Arme im Ellenbogengelenk nach vorn gebeugt, die Daumen mit vorwärts gerichteten Fingerspitzen dicht vor das Kinn gebracht; auf „Drei!“ folgt schnelles Vorwärtstreiben der Arme, wobei der

Körper wieder in seine ursprüngliche gestreckte Lage kommt. Es ist Aufgabe des Schwimmlehrers, dem Schüler allmählich die Zusammenfassung dieser drei Zeiträume in einen einzigen anzugewöhnen.

Die Erlernung der Fußtempis wird ebenfalls gleichfalls in drei Zeitschnitten behandelt, nur sei dabei erwähnt, daß, falls dem Schüler die Gelegenheit benommen ist, die Schwimmtempis am Lande — entweder beim Turnen oder sonst irgendwo — zu erlernen, der Lehrer ihm am vorteilhaftesten die elementarsten Bewegungen am Bandgurt beibringt. Die Bewegungen sind natürlich die gleichen:

Auf „Eins!“ folgt dichtes Anhocken der Beine, auf „Zwei!“ Seitstehen der Beine (möglichst weit gegräht) — die Hüfte verdrängen in vertikaler Lage das Wasser —, auf „Drei!“ Schließen der Beine zur ursprünglichen Körperlage.

Nach der getrennt erworbenen Fähigkeit der Arm- und Beinbewegungen gehe man zur Verbindung aller dieser Zeiten in eine einzige über. Gelingt es dem Lernenden, sich bei guter Innhaltung der Tempis über Wasser zu halten, so kann man unter Beigabe eines Korkgürtels zur Minderung der Anstrengung und Abhaltung vorzeitig eintretender Müdigkeit ihn versuchen lassen, sich selbst im Wasser vorwärts zu bewegen. Es ist natürlich klar, daß bei jedem Schwimmtempo Bewegungserscheinungen auftreten, welche — abgesehen von der Förderung der Vorwärtsbewegung — einer solchen auch hindernd entgegenwirken. So kann seitens der Arme für die Vorwärtsbewegung nur das Dehnen und Seitdrücken derselben beitragen, alle anderen Bewegungen werden als fördernd für die Fortbewegung nur unter Assistenz der Beine in Frage kommen. Das gleiche Verhältnis ergibt sich umgekehrt.

Die Hauptantriebskraft ist die Beinarbeit; daher soll das Beintempo so breit als möglich, das Schließen derselben kräftigst ausgeführt werden. Die Arbeit der Arme, das Dehnen derselben, soll ruhig, nicht überhastend und vor allem gleichmäßig ausgeführt werden.

Auch die im Anhocken der Beine liegende negative Wirkung verbietet ein ruckhaftes Ausführen dieser Bewegung. Häufig verlangen Schwimmlehrer von ihren Schülern ein ungemein starkes Anhocken der Beine — eine Forderung, deren Unrichtigkeit sich aus der Tatsache ergibt, daß durch eben dieses starke Anhocken die ganze Fläche der Oberschenkel dem Wasser eine bedeutendere Widerstandsbasis bietet, als dies sonst der Fall wäre. Es ist ferner unrichtig, mit dem Dehnen der Arme den Oberkörper aus dem Wasser zu heben; der Rumpf soll ruhig liegen und darf sich bei stillerem Schwimmen nur während des Abwärtsdrückens der Arme aus dem Wasser heben.

Die Methode des Brustschwimmens ist, wenn auch körperlich anstrengend, zweifellos die schönste aller auf dem Gebiete des Schwimmens vorhandenen Stilarten. Allerdings bedarf es zu ihrer reiflichen Beherrschung dauernder Übung, und es ist sehr schwierig, mit ihr große Schnelligkeiten zu erzielen oder längere Strecken zu bedecken.

Sind auch die obigen Darlegungen mehr für Schwimmwirte bestimmt, so dürften auch Schwimmer manches daraus lernen können.

### Fußball.

Rüstig-Vorwärts 1. Mannschaft gegen Freie Turnerschaft Alt-Glienide 1. Mannschaft 1:1; dieselben 2. Mannschaften 9:2; Adler 3. Mannschaft gegen Perta 12 2. Mannschaft 5:2; Rapid-Waidendorf gegen Viktoria 5:4; Spandau, Charlottenburg kombiniert gegen Fichte III. 2:1.

### Fußball.

Eiche-Teufel gegen Zeuthen 1. Mannschaften 80:72; dieselben 2. Mannschaften 89:43.

### Raffball.

Eiche-Teufel I gegen Zeuthen I 1:2.

Wetterausichten für das mittlere Norddeutschland bis Dienstag mittag: Bismarck warm und schwül, vielfach heiter, aber veränderlich. Im Küstengebiet mehr vereinzelt, im Süden weit verbreitete Gewitter mit etwas Abkühlung.

## Aus aller Welt.

### Das kriminalistische Talent im Zukunftsstaat.

Vor dem Obersten Schöffengericht wurde dieser Tage gegen den früheren zweiten Geschäftsführer des Konsumvereins „Vereinfreiung“ verhandelt. Der Mann ist des Diebstahls zum Schaden der ihm unterstellten Angestellten überführt, und zwar gelang die Ueberführung zwei Lagerhaltern, von denen einer bestohlen wurde. Der Bestohlene, der als Zeuge geladen war, erdörte vor dem Gericht die Art der Entladung des Diebes, was den vorsitzenden Richter zu der Bemerkung veranlaßte:

„Da haben Sie aber ein kriminalistisches Talent entwickelt, das Sie im Zukunftsstaat nicht nötig haben dürften.“

Dieser Richter hat offenbar vergessen, daß der „Zukunftsstaat“, wie er sich ihn denkt, in seinen ersten Stadien noch mit allerlei Ueberbleibseln des Klassenstaates zu rechnen haben wird. Es ist ja zweifellos, daß viele heutige Staatsstufen, die der Sozialdemokratie den Tod geschworen haben, sich mit Hurra auch in jede beliebige andere Gesellschaftsordnung einfügen würden, die ihnen Profit und Karriere verspricht. Darf man doch sogar behaupten, daß das Bombenschmeißen, wenn es gut bezahlt und mit Pensionsberechtigung verbunden würde, längst ein angesehenes bürgerlicher Beruf wäre, den mancher gern ergreifen würde, der sich jetzt darauf beschränkt, Stinkbomben zu werfen. Solchen Renegaten wird man im „Zukunftsstaat“ sehr auf die Finger passen müssen, und dafür sind kriminalistische Talente sehr wertvoll. Ganz davon zu schweigen, daß mit den Resten des Verbrechertums zu kämpfen sein wird, das unser heutiger Staat und sein Strafsystem wider Willen züchtet.

### Zerstückte Frauenleiche.

Im Donaukanal bei Wien wurde in einem Sad die Leiche einer Frau gefunden, der der Kopf, die Arme und die Beine fehlten. Im Sad der Frau wurde ein Zettel gefunden, welcher eine Wohnungsadresse enthielt, die ein früherer Sanitätsdiener bewohnte. In dem Ofen des Zimmers befanden sich noch Menschenknochen. Der Sanitätsdiener Gustav Fackinger wurde verhaftet und hat bereits den Mord eingestanden. Die Ermordete ist eine 70jährige Bettlerin, der er 140 ersparte Kronen raubte und sie dann ermordete.

### Ein majestätsbeleidigender Jesuitenpater.

Der Jesuitenpater Ahmann hielt im November vorigen Jahres in Oberschlesien Missionspredigten ab; später wurden diese Predigten behördlich verboten. Jetzt ist gegen Ahmann ein Stedbrief erlassen worden, der damit begründet wird, daß der Regierungspräsident in Oppeln aus Milwaukee in Amerika eine Ansichtskarte bekam, die eine Beleidigung des Kaisers enthielt. Eine ähnliche Karte empfing auch ein Polizeirat in Deuthen. Der Absender dieser Karte soll Ahmann sein.

### 150 000 Mark unterschlagen.

Wegen Beruntreuungen in obengenannter Höhe verhaftete die Hamburger Polizei den früheren Großkaufmann Friedrich Lembke in Hamburg, über dessen Vermögen am Jahresanfang der Konkurs verhängt worden war.

### Gerettet!

Aus Buenos Aires kommt folgende Nachricht: Die Passagiere des argentinischen Dampfers „Yendoga“ wurden alle an Bord des Dampfers „Mar del Plata“ gebracht. Niemand ist umgekommen.

### Weltrekord.

Der französische Flieger Laporte hat durch einen 9 Stunden 16 Minuten dauernden Flug mit zwei Passagieren in der Umgegend von Petersburg einen neuen Weltrekord aufgestellt.

### Explosion auf einem Kriegsschiffe.

Aus Schanghai kommt die Nachricht: Bei einer heftigen Explosion an Bord des chinesischen Kanonenbootes „Wengchi“, die sich gestern Nacht in der Röhre von dem Arsenal von Riangnan ereignete, sind 35 Marinekadetten getötet worden. Die Ursache des Unglücks ist unbekannt.

an. Das ist aber so dürftig, daß man, wie es mir jetzt in der Presseabteilung geht, jeden Tag vor neuen Rätseln und Problemen steht. Für den Kameraden in der Front ist die Sache verteuert einfach. Er ist auf S. M. vererdigt, der oberste Kriegsherr und dessen Militärfachmann ist für ihn die höchste und einzige Instanz, der er verantwortlich ist und von der er mit seinem Wohl und Wehe abhängig ist. Er braucht sich den Teufel um das Reichstagsgequassel, das Ragout von Parteien und die politische Konstellation zu kümmern. Und für Euch im Generalsstab kommt die Politik auch nur in Betracht, soweit sie mit Euren genialen strategischen Plänen in Verbindung steht. Aber wie hier im Kriegsministerium sind die Prägungen der Politik.

Und so geht es uns auch jetzt mit dem Prozesse gegen das holbe Mädchen. (Der Teufel möge sie lohweise holen; aber der wird sich bestens bedanken.) Die Sache lag doch verdammt klar; das Frauenzimmer hatte in einer Schreie von Kasernenbramen gesprochen, die bei uns an der Tagesordnung seien. Das war eine Beleidigung der Armees. M. Erzelenz, der sich zum Prinzip gekehrt hat, scharf zugucken erfährt es durch unsere Presseabteilung und läßt eissime Strafandrohung stellen. Die Justiz hätte dann weiter nichts zu tun, als zu verkünden, wie sie's ja schon in unzähligen Fällen getan hat. Da werden diese Paragrafenherren auf einmal kopfscheu und lassen sich von den moaischen Rechtsverdrehern der Petroleum-Rosa reinlegen. Ein mehr als kriegsstarkes Bataillon von Zeugen soll aufmarschieren und beweisen, daß sie in der Kaserne gepiesackt worden sind, oder daß sie solche Dinge gesehen haben. Darob helle Verzweiflung beim Staatsanwalt, geheime Beratungen zwischen Kriegsministerium und Staatsanwaltschaft. Das Resultat ist ein alles andere als ehrenvoller Rückzug, denn etwas anderes ist die mühsam durchgedrückte Vertagung nicht.

Ich weiß, daß Ihr in Eurer Generalstabskade heimlich nicht schlecht orientiert über den Reinsfall von uns Armmoffiziersbergnügten in der Leipziger Straße. Aber die Geschichte ist blamabel für die ganze Gattung. Wenn wir erst über solche Wirnsfäden wie rechtliche Bestimmungen, politische Situation und öffentliche Meinung zu sprechen beginnen, wird die Sache oberhalb für uns. Es wird daher höchste Zeit, daß diesen demokratischen Zeitströmungen ein sehr fester Damm entgegengesetzt wird. Letzten Endes sind es ja nur die verdammt Sozialdemokraten, die den ganzen Hummel machen. Mit dem zeitweiligen Gebelfere der Fortschrittsskizzen würden wir schnell fertig kommen. Wenn der Adjutant irgendeines großen Tieres so einem liberalen Zeitungsfreien herablassend auf die Schulter klopft, ist der Mann ganz selb und wird militärstromm wie der Kriegerbereinsvorsitzende von Postenmuel. Und es wäre noch zu erwägen, ob man nicht das krummebeinige Söhnchen des einen oder anderen moaischen Kommerzienrats Reservekonel werden lassen sollte. Der liberalen Militäropposition wäre dadurch sicherlich der Stachel genommen. Aber die Noten, die verfluchten Noten! Wenn die Kerls doch mit ihrem Massenstreik nicht bald Ernst machen wollten. Dabei könnte man sie, solange noch für uns Zeit ist, aus der Wölle

herausklopfen und ihnen einen Denzettel geben, daß sie ihre Quadratschnauzen sobald nicht wieder aufmachen. — Wenn ich die Dinge von dieser Seite aus betrachte, sehe ich, daß es mit unserer Denkschrift allerhöchste Zeit wird.

Wenn ich jetzt nur mehr Zeit für mich hätte. Aber wie sitzen im Kriegsministerium jetzt mächtig in der Dredouille und müssen stundenlang über die Bureauzeit schreien. Die Staatsanwaltschaft hat uns das Zeugenmaterial im Luxemburg-Prozess überwiesen, und jetzt heißt es nun bei den Truppenteilen recherchieren lassen, ob da einmal ein Kerl verhoen oder geschliffen worden ist. Was bei solchen dienstlichen Recherchen herauskommt, weißt Du so gut wie ich. Da ist immer alles in Ruttter und von Mißhandlungen (ich wende das verwünschte Wort nur höchst ungern an) weiß von den Instanzen niemand nichts. Aber an Gerichtsstelle, vor den pedantischen Ziviljuristen, denen als Reserve- und Landwehroffizieren auch nicht wußt bei der Sache ist, kann die Geschichte doch anders kommen, und die Kerls können Kasernegeheimnisse ausplaudern, die die Leffentlichkeit mehr als nötig aufregen. Ich sage Dir, mon cher, es ist eine ganz verfluchte Situation!

Daß es in unseren Kasernen nicht zugeht wie in einem Pensionat höherer Kurie, weißt Du so gut wie ich. Wir haben beide als Rekrutenoffiziere und im Frontdienst Dinge mit ansehen müssen, die wir eigentlich nicht hätten sehen sollen. Was will man aber machen, wenn man nicht unlieblich auffallen will, und die Kerls für die Besichtigungen, Paraden usw. geduldet sein sollen. Dein Häuppling legt Dir die ganze Zeit auf der Pelle, der wird wieder vom Bataillonkommandeur konjunkt, und so gebi's die ganze Instanzenseiter raus. Da nimmt man sich eben die Unteroffiziere an die Hande, und die müssen aus den Kerls herausholen, was herauszuholen geht. Nach dem „Wie“ kann man nicht immer fragen, wenn man auch aufpassen muß, daß die Sache nicht gar zu toll getrieben wird. Entre nous: Es ist eben ein höllischer Widerspruch in unserer Ausbildungsmethode. Man kann die Kerls nicht gleichzeitig zu guten Parade-soldaten und zu brauchbaren Feldsoldaten für den modernen Krieg machen. So dreißt man eben drauflos, daß die Lappen fliegen. Ra, und wo Holz gehakt wird, fallen Späne.

Doch ich sehe, daß ich eine Epistel verbrochen habe, die länger ist als die St. Pauli an die Römer. Und das Wichtigste habe ich doch nicht geschrieben, weil einem der verdammt Luxemburg-Prozess in einem fort durch den Schädel geht. Das Wichtigste nämlich ist, daß ich um unserer Denkschrift willen und aus anderen dienstlichen Gründen bei der politischen Mitteilung des Polizeipräsidenten Informationen über die sozialdemokratische Bewegung eingeholt habe. Ich habe da am Alexanderplatz manches für unsere Arbeit Wertvolle erfahren, werde auch in nächster Zeit dort noch einmal vortreten. Doch davon mündlich mehr. Schreibe mir, wenn Du einen Nachmittag für mich frei hast und habe ein wenig Mitleid mit Deinem schwergeplagten

Ernst.

## Kindliche Gespräche.

### Der Knabe:

Immer, wenn Nacht noch wie Sintflut rauscht  
und Schnärchen am Bitterbett sägt,  
schlägt eine Uhr und schlägt  
laut durch mein Blut das ein Pfähl überbauht.

Und ehe noch Schlagen verstummt,  
blist schon der Lampe Kreis  
und der Vater fährt heiß aus dem Schweiß  
und der Samowar summt.

Und küßt mir Pupille dann kleinen Spalt,  
wird Hautstir schon zugeknallt  
und von dem, der da ins Dunkel stürzt,

weiß ich nur dies: daß er mich liebt  
und daß man ihm jeden Ruß, den er mir gibt,  
vom Stundenlohn kürzt.

### Das Mädchen:

Meine Mutter muß waschen gehn.  
Ich bin allein in der Stube.  
Vater kommt schwarz aus der Grube  
und will meine Puppe sehn.

Ich hab ihm die Suppe gewärmt.  
Nach Tisch ist er eingeschlafen  
und wollt doch den Fränzi strafen,  
der mit dem Schießgewehr lärmt.

Wohin bin ich mit einmal geschwehlt?  
Ach, morgen ist Sonntag wieder...  
Ich bin zuerst auf wenn Milchwagen schellt.

Und wenn sich Alleen grün breiten,  
gehen wir alle aufs Rimes-Feld  
und Mutter muß auf dem Löwen reiten.

Paul Jech.